

Buchbesprechungen

Landesgeschichte

Heinemeyer, Walter (Hrsg.): Das Werden Hessens (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 50), Marburg: Elwert 1986, 844 S., 182 Abb., 19 Karten.

Unter den Veröffentlichungen zur hessischen Landesgeschichte wurde – angesichts der zahlreichen Abhandlungen zu Spezialthemen – das Fehlen einer die neuesten Forschungsergebnisse berücksichtigenden Gesamtdarstellung immer offensichtlicher.

Lange Zeit blieb Demandts „Geschichte des Landes Hessen“ (1959 erstmals erschienen; zweite, neubearbeitete und erweiterte Aufl. 1972; revidierter Neudruck 1980) als Gesamtdarstellung grundlegend und wird als herausragende Leistung eines einzelnen auch weiterhin Bestand haben.

Bereits der von U. Schultz in Anlehnung an eine 20teilige Sendereihe des Hessischen Rundfunks (1. 10. 1981 – 28. 2. 1982) herausgegebene Sammelband „Die Geschichte Hessens“ (Stuttgart 1983), der sich nicht so sehr an Fachhistoriker als vielmehr an historisch interessierte „Zeitgenossen“ wandte, unternahm den Versuch, in einem thematisch weit gefaßten Rahmen einen Überblick über die hessische Landesgeschichte zu bieten.

Der 40. Jahrestag des Volksentscheides über die hessische Landesverfassung und der Wahl zum ersten Landtag (1. 12. 1946) scheint die Historische Kommission für Hessen veranlaßt zu haben, unter Federführung von Walter Heinemeyer, der sich um die hessische Landesgeschichtsschreibung große Verdienste erworben hat, und Mitwirkung weiterer namhafter Wissenschaftler unterschiedlicher Provenienz eine Gesamtdarstellung zur hessischen Landesgeschichte von der Vorzeit bis zu den Anfangsjahren des Bundeslandes in Form eines Sammelbandes vorzulegen.

Der Titel des Bandes spricht sowohl den Prozeß der keineswegs geradlinig oder einheitlich verlaufenden historischen Entwicklung des territorial zersplitterten Gebietes als auch die Zielgerichtetheit an. Bezugspunkt ist das 1945 von der amerikanischen Besatzungsmacht – sicher auch im Einvernehmen mit der Bevölkerung – gegründete Land Groß-Hessen, das – ohne die zur französischen Besatzungszone gehörenden Gebiete – aus den ehemaligen preußischen Provinzen Hessen und Nassau und dem ehemaligen Volksstaat Hessen hervorging.

Die Gliederung des aus 19 Einzelbeiträgen bestehenden Sammelbandes in vier Hauptabschnitte folgt chronologischen Gesichtspunkten. Eine territorialgeschichtliche Differenzierung setzt erst mit der Zeit nach dem Ende des alten Deutschen Reiches ein. Verfasser und Titel der Beiträge im einzelnen:

„Grundlagen und Anfänge hessischer Geschichte“: A. Pletsch, Das Werden Hessens – eine geographische Einführung, S. 3–41; G. Mildenerger, Die Germanisierung Hessens, S. 45–53; D. Baatz, Die römische Epoche, S. 55–84; H. Roth, Hessen in frühgeschichtlicher Zeit, S. 85–123; K. Heinemeyer, Hessen im Fränkischen Reich, S. 125–155.

„Hessen im alten Deutschen Reich“: W. Heinemeyer, Das Hochmittelalter, S. 159–193; P. Moraw, Das späte Mittelalter, S. 195–223; W. Heinemeyer, Das Mittelalter der Reformation, S. 225–266; V. Presse, Hessen im Zeitalter der Landesteilung (1567–1635), S. 267–331; F. Wolff, Grafen und Herren in Hessen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, S. 333–347; H. Philippi, Hessen vom Barock zum Klassizismus 1648–1806, S. 349–385.

„Die hessischen Staaten im Deutschen Bund und im neuen Deutschen Reich“: H.-W. Hahn, Der hessische Wirtschaftsraum im 19. Jahrhundert, S. 389–429; H. Seier, Modernisierung und Integration in Kurhessen 1803–1866, S. 431–479; E. G. Franz, Der Staat der Großherzöge von Hessen und bei Rhein 1806–1918, S. 481–515; W. A. Kropat, Herzogtum Nassau zwischen Reform und Reaktion. 1806–1866, S. 517–544; W. Klötzer, Die Freie Stadt Frankfurt am Main, S. 545–564; Th. Klein, Provinz Hessen-Nassau und Fürstentum/Freistaat Waldeck-Pyrmont 1866–1945, S. 565–695; F. Knöpp, Der Volksstaat Hessen. 1918–1945, S. 697–763.

„Hessen in der Bundesrepublik Deutschland“: H. Berding, Gründung und Anfänge des Landes Hessen, S. 767–797.

Darüber hinaus gibt W. Heinemeyer anhand von 14 Wappen einen detaillierten Überblick über die Geschichte des hessischen Landeswappens von dem Schild des Landgrafen Konrad von Thüringen (um 1240) bis zum Wappen des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (1953) (W. Heinemeyer, Zur Geschichte des hessischen Landeswappens, S. 813–828).

Die Schwierigkeiten bei der Darstellung der Entwicklung eines historischen Raumes, der durch keine geographische, ethnographische oder staatliche Einheit – sieht man von der Regierungszeit Landgraf Philipps ab – gekennzeichnet ist, liegen auf der Hand. Zugleich wird aber auch das Reizvolle in der Vielfalt historischer Erscheinungen deutlich.

Den Autoren des Sammelbandes gelingt es, die Gemeinsamkeiten und die Besonderheiten der einzelnen Herrschaftsgebiete, ihre Beziehungen zueinander und ihre Bedeutung für die deutsche und europäische Geschichte herauszuarbeiten.

Die einzelnen Beiträge lassen in ihren Konzeptionen unterschiedliche Schwerpunktsetzungen bei der Darstellung politischer, sozialer, wirtschaftlicher, kultureller oder religiöser Aspekte erkennen, ohne daß es dadurch im Einzelfall zu einer Vernachlässigung relevanter Bereiche kommt.

Der an eine Gesamtdarstellung zu richtenden Forderung nach einer möglichst gleichmäßigen Gewichtung der Themen wird – bezogen auf den Umfang der Beiträge – nur annähernd entsprochen. Die Zeit von 1803 bis 1945 findet auffallend große Berücksichtigung, Dagegen bleibt die Beschränkung der Darstellung der Geschichte des Bundeslandes Hessen auf die Anfangsphase bedauerlich.

Unbefriedigend ist auch die oft allzu kurze Abhandlung interessanter Themenbereiche (z. B. Fr. Knöpp, II, Der Volksstaat Hessen im Nationalsozialismus, S. 732–763), auch wenn Konzentration bei einem ohnehin schon recht umfangreichen Werk als notwendiges Übel geboten scheint und in den Anmerkungen auf die umfangreiche Literatur zu den Themen hingewiesen wird.

Die formale Gestaltung der einzelnen Beiträge weist kein einheitliches Bild auf. Nur die Hälfte der Beiträge besitzt eine Gliederung, nur wenige verfügen sowohl über Anmerkungen als auch über ein Quellen- und Literaturverzeichnis; in den meisten Fällen kann der Leser nur auf eines von beiden zurückgreifen.

Als gravierender stellt sich das Fehlen eines Registers dar, das angesichts der Vielzahl an Informationen und nicht gegliederter Beiträge dringend erforderlich ist und dem Benutzer das Erschließen des Werkes insgesamt oder unter bestimmten Fragestellungen erleichtert.

Positiv hervorzuheben ist die Illustration des Bandes. Neben den 182 Abbildungen, die als „sprechende Bildbeispiele“ (S. 829) zu einer Vielzahl von Themenbereichen (u. a. Epochen, Personen, Landschaften, Architektur, Institutionen) verstanden werden sollen (die Zusammenstellung und eine kurze Bemerkung der „Bilder zur hessischen Geschichte“ [S. 829–841] übernahm H. Meyer zu Erngassen), ist das Werk mit zahlreichen informativen Karten (19), Tabellen, Tafeln und Dokumenten ausgestattet.

Vermißt werden müssen jedoch in diesem Zusammenhang genealogische Stammtafeln.

Sieht man von einigen Kritikpunkten ab, so ist dem Band sein Rang als Standardwerk zur hessischen Landesgeschichte nur schwer streitig zu machen. Dem Herausgeber und den Autoren sollte die Anerkennung nicht versagt bleiben.

Michael Schmitt

Schulz, Klaus: Deutsche Geschichte und Kultur. 500 Bilder aus 2000 Jahren. Königstein/Ts.: Karl Robert Langewiesche Nachf. 1987, 2. Aufl., 152 S. (Die Blauen Bücher).

Eines der sicher ambitioniertesten Bücher mit wahrhaft hochgesteckten Zielen legt Klaus Schulz „als Direktor mehrerer Goethe-Institute jahrzehntelang im Ausland“ (Buchempfehlung, rückseitiger Außentitel) mit dem Band „Deutsche Geschichte und Kultur. 500 Bilder aus 2000 Jahren“ vor. Es soll „den Dialog zwischen den Generationen und Nationen fördern“, denn es zeigt angeblich „von der deutschen Geschichte das, was Ausländer und Deutsche heute von ihr wissen sollten“ (ebd.).

In zwangsläufig oberflächlich-knappen Einführungen in acht (und nicht sieben!!, wie auf der Bandrückseite vermerkt) Unterkapiteln/Epochen (deren zeitlicher Rahmen keinesfalls immer unumstritten sein dürfte, vgl. Kapitel I, II, VI, VII) bietet Schulz einen sehr gerafften Überblick über die deutsche Geschichte. Diese recht groben Grundzüge und ihre Bildbeilagen sind vom Autor als Material zur „Anregung zum Unterrichtsgespräch“ (Vorwort) im Ausland konzipiert; sie können m. E. einem an Geschichte interessierten deutschen Leser kaum mehr sein als eine flüchtige Anregung oder ein Erinnerungsanhalt – auch an gängige Fehler und tiefgreifende Unkenntnis.

Die durchgehend schwarz-weißen Abbildungen verkleinern und vereinheitlichen ihre Vorlagen sehr oft so stark (vier bis sechs Bilder pro Seite sind die Regel), daß ein erheblicher Teil der bereitgehaltenen Detailinformation fast jedes Bildes verlorenggeht. Das Übergewicht

von Abbildungen zu Literatur, Kunst (bes. Baukunst) und Wissenschaft macht die intendierte Schwerpunktsetzung deutlich; vielfach wirken dabei in die Betextung einfließende Wertungen aufdringlich und überflüssig.

Gelegentlich sträuben sich die Haare: *Schlimme Auswirkungen hatte der Absolutismus oft in den kleinen deutschen Staaten. Die Fürsten verkauften – wenn die Finanzierung ihrer Hofhaltung ihnen nicht mehr anders möglich war – sogar ihre leibeigenen Untertanen als Söldner oder Soldaten an fremde Mächte. Nicht selten begaben sie sich auch in die Hände skrupelloser Bankiers und scheuten nicht davor zurück, sich von diesen durch kaum noch verschleierte Mord zu befreien* (S. 81). Die diesem Text zugehörigen vier Abbildungen zeigen Salzburg in einer Gesamtansicht und die „Hinrichtung des Juden Süß Oppenheimer in Stuttgart“ und natürlich – fast versteht es sich bei diesem Ansatz von selbst – die „Einschiffung hessischer Söldner nach Nordamerika“ und den Bergpark in Kassel-Wilhelmshöhe. Die Verbindung zwischen dem einleitenden Text und den Abbildungen muß der Leser selbst herstellen. Wer aber soll nun was aus solcher keinesfalls einmaligen Fehlbeurteilung lernen, wenn der Autor selbst schon nichts aus Fehlern lernt? Deutsche Geschichte für Ausländer?

Über das Prinzip der Bildauswahl und der epochalen Verteilung ($\frac{3}{4}$ der Abbildungen für $\frac{1}{4}$ der besprochenen Zeit) wird man besonders angesichts der Fülle vorhandenen modernen Bildmaterials immer diskutieren können; in vielen Fällen wären andere oder weitere Abbildungen wünschenswert oder denkbar gewesen.

Ein grober Mangel an Fingerspitzengefühl wird jedoch deutlich, wenn das Schicksal von 6000000 in den Konzentrationslagern Ermordeten durch ein einziges, nur schwer in seiner Aussagekraft erkennbares, mit „Selektion eines Juden-Transports“ bezeichnetes (und durch die Fremdwörter weiter verschleiertes) Bild dokumentiert wird, oder wenn der deutsche Widerstand gegen Hitler allein durch das bekannte, „Ruhe und Ordnung“ ausstrahlende Bild General von Witzlebens vor dem sog. Volksgerichtshof erfaßt ist. Auf derselben Seite zeigen jedoch drei weitere Photos Opfer und Schäden des alliierten Luftkriegs gegen Deutschland (S. 133). Sicher nicht zufällig spricht Schulz in seiner Einleitung zu diesem Kapitel („Die beiden Weltkriege. 1914–1945“) innerhalb weniger Zeilen sowohl von Hitlers „Terrorherrschaft“ wie von den „Terrorangriffen“ der Amerikaner und Engländer. Deutsch für Ausländer?

Ich glaube, die geschichtliche Vergangenheit ist auf dem durch dieses Buch vorgezeichneten Weg weder zu verstehen noch zu bewältigen.

Helmut Burmeister

Stühler, Claudia: Die „Gründungsnamen“ der mittelalterlichen Klöster, Burgen und Städte in Hessen. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris: Lang 1988 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; Band 1057), 233 S., 55,- sFr.

Die Verfasserin, die in Frankfurt Germanistik und Mathematik studierte, bereichert die Wissenschaften mit einer terminologischen Neuschöpfung: „Ein Name, der zum Zwecke der Benennung einer Siedlung neu geschaffen und vom Siedlungsgründer in mehr oder minder enger Zusammenarbeit mit den Bewohnern zum Zeitpunkt der Siedlungsgründung gegeben wurde, soll ‚Gründungsname‘ heißen“ (S. 8). In ihrer Arbeit untersucht sie, welche im Mittelalter gegründeten Klöster, Burgen und Städte im heutigen Bundesland Hessen nach dieser Definition einen „Gründungsnamen“ tragen, wobei neben Klöstern auch Stifte, bei Burgen lediglich Herrenburgen des Adels und der Territorialherren berücksichtigt werden.

Die Verfasserin muß selbst zugeben, daß es erforderlich wäre, möglichst genaue Angaben über die Entstehung der jeweiligen Siedlung zu beschaffen, um feststellen zu können, ob die vier in der Definition genannten Bedingungen für einen „Gründungsnamen“ erfüllt sind (S. 25). Da das aber „sehr aufwendig“ wäre, beschränkt sie sich lediglich auf solche Bildungstypen, „für die eine große Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie zur Bildung von Gründungsnamen für den betreffenden Siedlungstyp verwendet wurden“ (S. 26). Grundlage für die Auswahl sind die in Adolf Bachs „Deutscher Namenskunde“ aufgelisteten typischen Kloster-, Burg- und Städtenamen. Obwohl die Verfasserin eingestehen muß, daß diese Einschränkung „eine Relativierung der betreffenden Untersuchungsergebnisse zur Folge“ hat (S. 27), macht sie sich daran, die einschlägigen Handbücher („Handbuch der Historischen Stätten“, „Hessisches Städtebuch“ u. a.) auf „Gründungsnamen“ durchzusehen.

Der größte Teil des Buches (S. 37–170) enthält ein Lexikon der so ermittelten Namen. Unter jedem Stichwort wird zunächst die heutige Gemarkung angegeben, in der die Siedlung liegt, wobei die Ergebnisse der hessischen Kommunalreform offenbar nicht zur Kenntnis genommen werden. Zusätzliche Hinweise auf die Lage bleiben recht vage: z. B. „Schauenburg, Gem.

Hoof, sö. Wolfhagen" (S. 134). Unter Punkt 1 folgt eine „repräsentative Auswahl der urkundlich überlieferten Namensformen“ oder ein Literaturverzeichnis, wenn die ältere Namensform in der Literatur nicht explizit angegeben wurde (S. 35)! Unter Punkt 2 werden historische Informationen zu den einzelnen Siedlungen gegeben, neben Angaben über den Gründer solche, die (der Verfasserin) „im Einzelfall interessant erscheinen“ (S. 36). In vielen Fällen handelt es sich um wörtliche Zitate aus dem Handbuch der Historischen Stätten, wobei die Auswahl oft fragwürdig ist: „Das Kloster (Blankenau) war im Mittelalter bei unverheirateten Töchtern des buchonischen Adels beliebt und wurde verschiedentlich reich dotiert“ (S. 38). Ist das „interessant“ für den „Gründungsnamen“? Unter Punkt 3 erscheinen neben den in der Literatur gefundenen auch eigene Versuche der Verfasserin, den Siedlungsnamen zu interpretieren. Der häufige Gebrauch von Wendungen wie „möglich ist auch“, „allerdings kann nicht ausgeschlossen werden“ läßt die Tragweite dieser Versuche erkennen. Allerdings kommt die Verfasserin auch zu einigen bedeutenden Erkenntnissen, etwa beim Kloster Gottesthal: „Der Name bedeutet ‚Tal Gottes‘ im Sinne von ‚Gott geweihtes Tal‘, wobei mit ‚Gott‘ hier der christliche Gott gemeint ist“ (S. 44). Eine besondere Erwähnung verdienen die häufigen Querverweise, die die Verfasserin konsequent gibt, auch wenn die Information, auf die verwiesen wird, lediglich zwei Zeilen weiter oben im Text steht. Siedlungen, die später umbenannt wurden, werden unter ihren ursprünglichen Namen mit einem Querverweis auf den heutigen Namen aufgeführt. Vom heutigen Namen wird der Leser ohne weitere Information wieder zurückverwiesen.

Die Verfasserin glaubt, daß 31 Klöster, 184 Burgen und 18 Städte „mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit“ einen „Gründungsnamen“ nach ihrer Definition erhielten, wobei sie selbst bei 30 der 184 Burgen eingesteht, daß das keineswegs sicher ist. Es ist allerdings höchst erstaunlich, wenn der 1708 zuerst erwähnte Name „Hainburg“ überhaupt als „Gründungsname“ für die fränkische Anlage der „Höfe“ bei Ebsdorfergrund-Dreihausen in Betracht gezogen wird! In anderen Fällen wird auf einschränkende Bemerkungen verzichtet: Der Lexikonteil enthält auch Burgen, die lange vor ihrer ersten urkundlichen Erwähnung bestanden. „Gründungsnamen“, die nur in lateinischer Form bekannt sind, werden von der Verfasserin übersetzt. Burgen, deren Lage unbekannt ist, werden ebenso aufgenommen wie eine Burg Fürsteneck bei Ippinghausen, bei der man nicht einmal bestimmt sagen kann, ob es zu ihrem Bau gekommen ist (S. 86). Die Auswertung der ermittelten „Gründungsnamen“ (S. 171–204) geschieht vor allem unter sprachlichen Gesichtspunkten. Wenn die Verfasserin an einem Proseminar in Mittelalterlicher Geschichte teilgenommen hätte – was sie mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit nicht getan hat (s. o.) –, wäre diese Arbeit wohl kaum in dieser Form geschrieben worden. In ihrer Zusammenfassung schreibt sie, daß die Arbeit „dem Historiker, in dessen Interesse sie nicht zuletzt unternommen wurde, wohl aus Gründen ihrer Begrenzung nur verhältnismäßig wenig konkrete Ergebnisse“ bietet (S. 210 f.).

Erstaunlicherweise wurde die Arbeit 1986 in Frankfurt als Dissertation angenommen.

Eberhard Mey

Krupp, Ingrid: Burgen und Schlösser in Hessen-Nassau. Ein Handbuch mit 125 Aufnahmen und 8 Farbtafeln. Würzburg: Verlag Weidlich 1987, 326 S.

Das hier vorgestellte Buch führt den Leser in das Gebiet zwischen Rhein, Main, Wetterau und Sieg, d. h. in das Land der Grafen und späteren Herzöge von Nassau, auf die die Anlage der meisten Burgen in dieser Mittelgebirgslandschaft zurückgeht. Der Titels des Buches ist insofern mißverständlich, als es sich hier in Wirklichkeit nicht um den Raum der früheren preußischen Provinz Hessen-Nassau, sondern nur um den nassauischen Teil dieses Verwaltungsbezirks handelt, wobei darüber hinausgehend auch die heute zu Rheinland-Pfalz zählenden Burgen und Schlösser im ehemals nassauischen Herrschaftsbereich einbezogen werden. Die Verf. geht in ihrer Darstellung nach geographischen Gesichtspunkten vor. Sie beginnt im Norden des Nassauer Landes, in Dillenburg, und schließt mit der Betrachtung des Schlosses Johannisberg im Rheingau ab. In den hier präsentierten Baudenkmalern spiegelt sich die Territorialpolitik der Grafen und späteren Fürsten von Nassau wider, die einerseits durch ihre Auseinandersetzungen mit benachbarten Dynastien wie den Landgrafen von Hessen und den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier und zum anderen durch die engen Beziehungen des Hauses Nassau zu den Niederlanden und Frankreich bestimmt war. Häufig diente die Anlage von Burgen zur Grenzsicherung gegenüber anderen Herrschaften, wofür die zu Beginn des 13. Jahrhunderts errichtete Burg auf dem Dillenburger Schloßberg ein Beispiel ist. Die dort-

gen Befestigungsanlagen wurden immer auf dem neuesten Stand gehalten, wodurch das spätere Grafenschloß bis 1760 uneinnehmbar wurde. Ein großes Ausmaß erhielten die Sicherungsbaumaßnahmen in der Regierungszeit Wilhelms des Reichen (1516–1559), der Dillenburg zu seiner Residenz erhob und das Schloß zur Festung ausbaute. Auch die 1307 erstmals erwähnte Burg Herborn diente der Grenzsicherung, wenn sie auch niemals die Bedeutung des Dillenburger Schlosses erlangte. Dagegen spielte Herborn als Sitz einer „Hohen Schule“ eine wichtige Rolle im geistigen und kulturellen Leben des Nassauer Landes, wenn ihr auch das kaiserliche Privileg und das Promotionsrecht versagt blieben. Die folgende Betrachtung ist der hoch über dem Dilltal gelegenen Burg Greifenstein gewidmet, die von König Albrecht I. 1304 zur Königsburg erhoben wurde und später in den Besitz der Grafen von Solms überging. Die südwestlich von Greifenstein im Ulmtal gelegene Burg Beilstein gelangte bald nach 1229 an die Grafen von Nassau und wurde um 1600 in ein Renaissanceschloß umgestaltet. Während Mengerskirchen seine eigentliche bauliche Gestaltung unter den Grafen von Nassau-Hadamar zu Beginn des 17. Jahrhunderts erhielt, war die Rolle der etwa sechs Kilometer nordwestlich von Weilburg gelegenen Burg Merenberg bereits 1328 mit dem Aussterben des gleichnamigen Geschlechts – es besaß u. a. die Reichsvogtei über Wetzlar – ausgespielt. Ein Schwerpunkt nassauischer Herrschaftsentfaltung war das Schloß zu Weilburg, das auf eine zuerst erwähnte Burg der Konradiner zurückgeht und 1355 zur Residenz der Grafen von Nassau-Weilburg erhoben wurde. Um 1540 begann unter der Leitung des Heilbronner Baumeisters Balthasar Wolff die Umgestaltung der Weilburger Burg in ein Renaissanceschloß, das in der Folgezeit mehrfache bauliche Veränderungen erlebte und die Hauptresidenz der Grafen bzw. Fürsten von Nassau-Weilburg blieb. Die folgenden hier berührten Stationen auf der kunstgeschichtlichen Reise durch Nassau sind das Burghaus von Elkerhausen, es wurde 1719 an die Grafen von Nassau-Weilburg verkauft, Runkel an der Lahn, wo sich die Interessen des Hauses Nassau mit Kurtrier kreuzten, die gegenüber von Runkel gelegene Trutzburg Schadeck, die mit der Geschichte der Herren von Westerburg verbunden ist, das Schloß Hadamar, die Residenz der Fürsten von Nassau-Hadamar, die am Anfang des 17. Jahrhunderts von Joachim Rumpf baulich umgestaltet wurde, das Schloß in Limburg in unmittelbarer Nähe des dortigen Doms, das kurtrierische Schloß in Montabaur und Diez, ehemals Sitz der Grafen von Diez, deren Herrschaft bis zur Wetterau reichte. Wegen der Enge des Diezer Schlosses ließ die Fürstin Albertine Agnete von Nassau-Diez an der Stelle des ehemaligen Klosters Dierstein die Residenz Oranienstein erbauen, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts ganz im Sinne französischer Schloßbautradition in eine dreiflügelige Schloßanlage umgestaltet wurde, worüber ein aus dem Jahre 1726 überliefertes Inventar Aufschluß gibt. Erwähnenswert ist, daß sich Landgraf Karl von Hessen-Kassel (1670–1730) in der Eigenschaft als Vormund seines Enkels, des späteren Erbstatthalters der Niederlande Wilhelm IV., häufig in Oranienstein aufhielt. Während sich in der 1320 erbauten Burg Balduinstein die Territorialpolitik Kurtriers widerspiegelt, handelt es sich bei der weiter lahnabwärts gelegenen Burg Laurenburg um die eigentliche Wiege der Nassauer. Die Laurenburger nannten sich seit 1160 von Nassau und bewohnten bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts die Burg am gleichnamigen Ort an der Lahn. Unterhalb von dieser lag die Burg Stein, der Sitz der Vorfahren des späteren preußischen Ministers Freiherr vom und zum Stein. Von ihr sind nur noch Reste erhalten. Über Katzenelnbogen – die dortige Stammburg des gleichnamigen Grafengeschlechts verlor bereits im 13. Jahrhundert ihre Funktion an die Burg Rheinfels bei St. Goar –, Hohlenfels und Kirberg wird das Taunusgebiet erreicht. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen hier die Schlösser in Usingen und Idstein, die den dortigen nassauischen Nebenlinien als Residenzen dienten. Kronberg war dagegen der Sitz eines Reichsministerialengeschlechts, dessen bedeutendster Angehöriger der Mainzer Kurfürst Johann Schwaikard von Cronberg, der Erbauer des Aschaffener Schlosses, war. Wegen seiner günstigen Position für die Zollerhebung am Main erlangte Höchst schon im Mittelalter herausragende Bedeutung. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich der Mainzer Stuhl selbst gegen den damit verbundenen Verzicht auf das Recht der Krönung des Königs von Böhmen dieses Ortes versicherte. Besonders verwickelt waren die Herrschaftsverhältnisse in Eppstein. Die dortige Herrschaft wurde 1492 geteilt und stand bis zum Übergang an das Herzogtum Nassau im Jahre 1803 unter hessischer und mainzischer Verwaltung. Mit der Betrachtung des ehemaligen herzoglich-nassauischen Residenzschlosses Biebrich bei Wiesbaden – es verfügt mit der Moosburg über die späteste der romantisch-klassizistischen Ruinen im Bundesland Hessen – und der Schlösser Eltville und Johannisberg im Rheingau schließt der reich bebilderte Band ab, der anhand der zahlreichen hier präsentierten Baudenkmäler dem Leser die Geschichte des Raumes zwischen Westerwald und unterem Main näherbringt.

Stefan Hartmann

Riebeling, Heinrich: Historische Rechtsmale in Hessen. Ein topographisches Handbuch zur Rechtsgeschichte mit einem dreißigseitigen Anhang „Funde, Bestandsveränderungen, Ergänzungen zu ‚Steinkreuze und Kreuzsteine in Hessen‘“. – Dossenheim/Heidelberg: Kohl + Noltemeyer & Co. 1988, 98 S., mit zahlreichen Abb., Karten und Tafeln, 42,- DM.

Die Altmeister in der hessischen Kleindenkmalforschung sind ohne Zweifel Juliane und Friedrich Karl Azzola und Heinrich Riebeling: die beiden zuerst Genannten auf dem mehr beschreibenden, Riebeling mehr auf dem systematisierenden Arbeitsfeld, wie der hier anzuzeigende Band des Frankfurters erneut belegt.

Nach den beiden ersten Arbeiten „Steinkreuze und Kreuzsteine in Hessen“ und „Historische Verkehrsmaße in Hessen“ legt Riebeling jetzt sein Arbeitsergebnis über die Erforschung der historischen Rechtsmale in Hessen vor. Er folgte dabei methodisch den grundlegenden Vorarbeiten Karl Frölichs aus den dreißiger Jahren. Erfasst und kurz beschrieben werden Gerichtsstätten, Richtplätze, Strafvorrichtungen, Marktrechtsmaße und Maße. Riebeling gibt in jedem Abschnitt eine kurze Einführung unter rechtsgeschichtlichen und brauchstumkundlichen Gesichtspunkten. Danach folgt dann der kurze, die Male beschreibende Textteil mit einer genauen Standortangabe.

Sicher ist die Erfassung der Rechtsmale noch nicht komplett. Bei einem Vorhaben, auf ganz Hessen bezogen, kann das ohne Lücken auf Anhieb kaum gelingen. Der Autor bedarf da noch der Unterstützung durch weitere Helfer. So blieb z. B. die Elle am Rathaus in Trendelburg, Kreis Kassel, unerwähnt, ebenso wurde von Riebeling bisher auch nicht der Gerichtsplatz (Linde mit breiter, niedriger Krone, sechzehneckiger äußerer und achteckiger innerer Mauer ring, Steintisch) in Gilserberg-Sebbeterode, Kreis Schwalm-Eder, erfasst.

Diese und sicher noch andere Lücken schmälern den Wert des Werkes aber nicht. Die Arbeit ist, wie bereits ihre beiden Vorgänger, systematisch, übersichtlich und instruktiv. Ähnlich qualitativoll wird sicher auch die bereits angekündigte Veröffentlichung über die hessischen Jagd- und Forstdenkmale ausfallen.

Friedrich-Karl Baas

Lamprecht, Herbert: Musterungen, Einquartierungen und Kriegssteuern unter Landgraf Moritz in Niederhessen 1592–1627. (Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde Bd. 67) Frankfurt/M. und Kassel 1988, IV und 302 S.

Als 67. Band der Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde veröffentlicht Herbert Lamprecht erneut umfangreiche Namenslisten aus den Beständen des Staatsarchivs Marburg, diesmal von Musterungen und anderem Material unter Landgraf Moritz (vgl. auch ZHG 92, S. 315 f.). Sie erstrecken sich von etwa 1595 bis an das Ende der Regierungszeit dieses Fürsten und erfassen eine große Zahl der Ämter Niederhessens. Zwei der erhaltenen Musterungsverzeichnisse (Kassel-Altstadt und Melsungen, Stadt und Amt) entstanden mit größter Wahrscheinlichkeit schon 1595, wie Lamprecht scharfsinnig feststellt, die meisten anderen erst 1607 bis 1610. Sie dienten in diesen Jahren bereits der Erfassung der Männer, die für den sogenannten „Ausschuß“, einer Art Landmiliz, vorgesehen waren. Wir haben es hier mit den Anfängen des Gedankens an eine allgemeine Wehrpflicht der Untertanen zu tun, einer Idee, die Moritz von dem Grafen Johann VII. von Nassau-Dillenburg übernommen und für seine Lande zweckentsprechend weiterentwickelt hatte. Das Reformwerk sollte der besseren *Landesdefension* dienen, deren bisherige Schwächen allzu offenkundig geworden waren. Deswegen hatte der Landgraf schon am 1. Oktober 1600 eine *Instruktion, wie sich die Fürstlich-Hessischen Kriegsräthe und Diener zu verhalten haben* erlassen, der nur wenig später eine *Ordonanz für den Ausschuß* folgte (HLO I, 475 ff.; 489 f.). Die nun gedruckt vorliegenden Musterungslisten können wir also als einen direkten Ausfluß dieser neuen Gedanken ansehen.

In die Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1626) führen zwei Verzeichnisse, die beide den Ausschuß der Landeshauptstadt und Festung Kassel der Nachwelt überliefert haben. So wird von Kassel-Neustadt und dem dazugehörigen Amt die *Rolle alter Ausschoss des Newenstädter Fenneins Anno 1626* wiedergegeben und von Kassel-Altstadt die *Muster und Wacht Rolle der Bürgerschaft in der alten Stadt am 30t. Junii Anno 1626*. Hier fällt auf, daß selbst Witwen zum Wachdienst herangezogen wurden, wie ausdrücklich hervorgehoben wird (vgl. *Nota* auf S. 122). Dabei rechnete man *eine reiche Witwe für eine Wacht und zwei arme Witwen auch für eine Wacht*, wie es im Text heißt. Doch es gab offenbar auch einige Städter, die wenig Bürgersinn entwickelt hatten und sich mit Erfolg weigerten, diesen wichtigen Dienst zu verrichten (S. 128).

Ebenfalls aus dem Jahr 1626 erhielten sich drei Einquartierungslisten der Stadt, durch die unsere Kenntnis von Kasseler Bürgern dieser Zeit vervollständigt wird. In den hochinteressanten zeitgenössischen Dokumenten findet man aber nicht nur die jeweiligen Quartiergeber verzeichnet, was ganz selbstverständlich erscheint, sondern auch die Namen der einquartierten Soldaten mit ihrem Herkunftsort, fast immer einem Dorf oder einer Stadt aus der Landgrafschaft selbst.

Der letzte Beitrag dieses Bandes ist der Türkensteuer gewidmet, die 1605 auf Grund eines Beschlusses des Reichstages zu Regensburg für die hessischen Lande ausgeschrieben wurde. Sie war eine Abgabe, die der Finanzierung von Soldtruppen im Kampf gegen die im Südosten des Reiches zur ständigen Gefahr gewordenen Türken (1529 standen sie erstmals vor Wien!) dienen sollte. Das jetzt veröffentlichte Steuerregister stellt nicht nur eine gute Bestandsaufnahme der männlichen Bevölkerung in den Kasseler Ämtern des Bezugsjahres dar, sondern bietet darüber hinaus noch Einblick in die Vermögensverhältnisse der Pflichtigen und damit in die Sozialstruktur der um Kassel befindlichen Ortschaften.

Ein Orts- und Personenregister erschließt den Inhalt des umfangreichen Bandes, der wie seine Vorgänger sowohl dem Ortsgeschichtsforscher wie auch dem familiengeschichtlich Interessierten eine reiche Fundgrube für ergänzende Forschungen bietet, zumal teilweise neben den Familiennamen noch die Altersangabe und der Beruf des Betreffenden genannt wird und vor allem: Die Angaben reichen bis in die Vorkirchenzeit zurück!

Zu guter Letzt: Zu beziehen ist das Werk über die Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck oder vom Verfasser in 3501 Fulda 2, Söhrestraße 3.

Waldemar Zillinger

Vierhaus, Rudolf: Deutschland im 18. Jahrhundert. Politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegung; ausgewählte Aufsätze. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 316 S. kartoniert, 68,- DM.

Rudolf Vierhaus, der Direktor des Göttinger Max-Planck-Instituts für Geschichte, ist einer der besten Kenner des 18. Jahrhunderts. Neben seinen souveränen Gesamtdarstellungen der Zeit im Band 6 der Deutschen Geschichte der Kleinen Vandenhoeck-Reihe und im entsprechenden Band 5 der Propyläen Geschichte Deutschlands verfaßte er zahlreiche Einzelstudien, die zuerst in Festschriften, Sammelwerken und Zeitschriften erschienen. 15 von ihnen aus den Jahren 1965–85 sind in dem vorliegenden Band, der den Titel eines Aufsatzes aus dem Jahr 1986 variiert, zusammengestellt. Auch wenn einzelne Aufsätze bereits in anderen Sammelbänden nachgedruckt wurden, hat dieser Band seine Berechtigung.

Der Verfasser entschloß sich, die Aufsätze – abgesehen von geringfügigen stilistischen Veränderungen – in ihrer ursprünglichen Form wieder abdrucken zu lassen. Gewisse inhaltliche Überschneidungen wurden dabei in Kauf genommen. Auch die Anmerkungen wurden lediglich formal vereinheitlicht. Auf die Einarbeitung von neuerer Literatur wurde ebenso verzichtet wie auf das Zitieren nach inzwischen neu erschienenen Textausgaben (z. B. Akademieausgabe der Forster-Briefe). Mehreren Aufsätzen wurde allerdings ein „Bibliographischer Nachtrag“ mit Hinweisen auf neuere Literatur beigegeben.

Die Aufsätze sind nach Themengruppen geordnet. In der ersten Gruppe steht das Staats- und Ständewesen im Mittelpunkt. In der Studie „Montesquieu in Deutschland“ wird die Wirkung vor allem seiner Schrift „De l'esprit des Lois“ auf das politische Denken in Deutschland dargestellt, bei der seine Betonung der *pouvoirs intermediaire* besondere Beachtung fand. Die Bedeutung des Absolutismus für die Ausbildung der Bürokratie wird in dem Beitrag „Ständewesen und Staatsverwaltung in Deutschland im späteren 18. Jahrhundert“ erörtert. Die „Wahlkapitulationen in den geistlichen Staaten des Reiches“ werden als Mittel zur Sicherung überkommener Rechte der Domkapitel dargestellt. Die erste Aufsatzgruppe wird mit dem Beitrag „Absolutismus“ abgeschlossen, der zuerst 1966 in der Enzyklopädie „Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft“ erschien und einen Überblick über den damaligen Stand der bürgerlichen und marxistischen Absolutismus-Forschung bot.

Die folgenden Aufsätze zum Themenbereich Aufklärung stellen die Bedeutung der Erziehung heraus („Aufklärung als Lernprozeß“), erläutern Begriff und Realität des „Patriotismus“ im 18. Jahrhundert und skizzieren die engen Verbindungen von „Aufklärung und Freimaurerei in Deutschland“. Drei biographisch orientierte Aufsätze sind den Aufklärern Lichtenberg, Dohm und Nicolai gewidmet. Der Göttinger Professor wird als kritischer Kopf charakterisiert,

der die Entwicklungen seiner Umgebung („Lichtenberg und seine Zeit“) beobachtet und kommentiert, ohne aber Möglichkeiten zu praktischen Veränderungen zu sehen. Die einzig bisher nicht veröffentlichte Studie ist Christian Wilhelm Dohm gewidmet. Auf wenigen Seiten stellt Vierhaus dar, inwieweit Dohm den Typus eines politischen Schriftstellers der deutschen Aufklärung repräsentiert, und umreißt dessen Vorstellungen von Wirtschaft und Gesellschaft im Zusammenhang mit den Konzeptionen der Berliner Aufklärungsgesellschaft, die auch in Dohms Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ ihren Niederschlag fanden. Der Aufsatz über den Verleger Friedrich Nicolai, der als Angehöriger der Berliner Aufklärungsgesellschaft porträtiert wird, leitet über zu den „Umrissen einer Sozialgeschichte der Gebildeten in Deutschland“, in denen Vierhaus einen Bogen vom 18. zum 20. Jahrhundert schlägt.

Die abschließenden Aufsätze lassen sich um das Thema Französische Revolution und ihre Auswirkungen auf Deutschland gruppieren. Die Studie „Politisches Bewußtsein in Deutschland vor 1789“ schließt ab mit einigen Bemerkungen über die Reaktion von deutschen Gebildeten über den Ausbruch der Revolution, die auch das Thema des folgenden Aufsatzes sind: „Sie und nicht wir“. Am Beispiel Heinrich von Kleists stellt Vierhaus das unter „Gebildeten um sich greifende Bewußtsein einer tiefen Diskrepanz zwischen dem militärisch-politisch-sozialen System des späten friderizianischen Absolutismus und dem aufgeklärt-idealistischen Individualismus der deutschen Bildungsbewegung“ (S. 218) dar. Kontinuitäten und Neuanfänge im Übergang zum 19. Jahrhundert werden abschließend in der deutschen Politik und in der Stellung des Adels dargestellt.

Die Auswahl der Aufsätze ist gelungen. Die einzelnen Studien fügen sich zu einem beeindruckenden Gesamtbild zusammen. Leider steht angesichts des Preises zu befürchten, daß das Buch nicht die Verbreitung erhält, die man ihm wünscht. *Eberhard Mey*

Speitkamp, Winfried (hrsg. u. bearb.): Kommunalverfassung in Kurhessen. Eine Schrift des Kasseler Regierungsreferendars Theodor von Heppe aus dem Jahr 1826. Darmstadt und Marburg: Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen 1987 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 69), 175 S., 20,- DM.

Es ist sicher ungewöhnlich, daß eine Prüfungsarbeit eines Regierungsreferendars 160 Jahre nach ihrer Abfassung veröffentlicht wird. Theodor von Heppe, dem diese späte Ehre zuteil wird, war seit 1821 als Referendar ohne Stimme und ohne Gehalt in der Kasseler Regierung tätig und hatte um die Beförderung zum Regierungsassessor gebeten. Im Jahr 1826 wurde er von der Staatswirtschaftlichen Prüfungskommission angewiesen, eine Arbeit zum Thema „Die Verfassung der Städte und Dorfgemeinden und die Kommunalverwaltung (durch alle Instanzen)“ zu erstellen und darin neben einer vollständigen Darstellung der Grundlagen der Kommunalverfassung auch Vorschläge zur Ergänzung zu geben (S. 18). Die Arbeit, die Heppe bereits nach fünf Monaten vorlegte, gelangte mit den Akten des Kurhessischen Kabinettsarchivs in die Bestände des Staatsarchivs Marburg, wo sie bisher unbeachtet blieb.

Der Herausgeber – durch mehrere Veröffentlichungen, vor allem durch seine umfangreiche Dissertation „Restauration als Transformation. Untersuchungen zur kurhessischen Verfassungsgeschichte 1813–1830“ ausgewiesen – stellt der Textwiedergabe eine knappe informative Einführung „Zur Kommunalverwaltung in Kurhessen“ (S. 1–28) voran. Es ist ihm zuzustimmen, daß die vormoderne Gemeindeverfassung, die in Kurhessen bis zum Erlaß der Gemeindeordnung im Jahr 1834 bestand, bisher kaum in das Blickfeld der Historiker geraten ist. Die Gründe dafür liegen wohl vor allem in der erstaunlichen Heterogenität des vormodernen Kommunalrechts und in der Schwierigkeit der Quellenerschließung (S. 3). Die Veröffentlichung der Schrift Heppes ist also berechtigt und sinnvoll, da sie einen Überblick über die vielfältigen lokalen Besonderheiten gibt.

In seiner Einführung gibt der Herausgeber zunächst einige Hinweise auf die territorialen Veränderungen, die sich zwischen 1802 und 1817 in Kurhessen vollzogen, sowie auf die Entwicklung von Bevölkerung, Wirtschaft und Sozialstruktur.

In seinen Ausführungen zur politischen Entwicklung faßt Speitkamp das Ergebnis seiner Dissertation zusammen, daß es sich bei der Restauration in Kurhessen um eine konservative, defensive Modernisierung handelte, bei der die Bürokratie die treibende Kraft bildete. Damit wird zur Entstehung der Schrift übergeleitet. In den 1820er Jahren wurde innerhalb der Kasse-

ler Bürokratie eine Reform der Kommunalverfassung diskutiert. Dazu sollte zunächst eine Bestandsaufnahme erfolgen, mit der Heppe beauftragt wurde.

Heppe weist in seiner Vorbemerkung darauf hin, daß sich seine Arbeit in erster Linie auf Althessen, d. h. Nieder- und Oberhessen, Schaumburg und Schmalkalden bezieht, während Hanau, Fulda und die übrigen im 19. Jahrhundert an Kurhessen gefallen Gebiete weitgehend ausgeklammert bleiben (S. 33 f.). Der Verfasser bemüht sich – seiner Instruktion gemäß –, die Materie so vollständig wie möglich darzustellen. Angesichts der Vielzahl der lokalen Besonderheiten muß er sich manchmal auf die Angabe von typischen Fällen beschränken. Der erste Teil der Schrift „Von der Verfassung der Städte und Dorfgemeinden in Althessen“ gibt zunächst in elf Abschnitten eine Auflistung der einzelnen Rechte von Städten und Dörfern, anschließend werden die Verhältnisse der Stadt- und Landgemeinden zueinander und zu Dritten sowie die Kommunalbehörden und die verschiedenen Gruppen der Gemeindemitglieder dargestellt. Der zweite Teil behandelt die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten, die Gegenstände der Kommunalverwaltung und die damit beauftragten Personen. Es wird dabei deutlich, daß die vormoderne Gemeindeverfassung keine staatsbürgerliche Gleichheit kannte, daß die Partizipationsmöglichkeiten der Bevölkerung eingeschränkt waren und keine Autonomie der Kommunalverwaltung bestand, andererseits aber zahlreiche Städte privilegierte Korporationen darstellten, die etwa das Recht der Landstandschaft hatten.

Das Bemühen des Verfassers um Vollständigkeit führt dazu, daß auch Kuriositäten mit aufgeführt werden; S. 87: „Als wirksames Mittel, das Schießen in der Neujahrsnacht zu verhindern, hat man die Versagung der nächsten Kirchmesse für den Fall, daß ein solcher Exzeß geschehen ist, angewandt“, S. 124: „Die Bestimmung . . . der Grebenordnung . . . ist noch zu bemerken, daß der, welcher einen solchen Feldhüter schimpft, an dessen Statt den Dienst das betreffende Jahr hindurch versehen soll.“

Die Anmerkungen des Herausgebers beschränken sich auf die Erläuterungen von Begriffen, den Nachweis einzelner von Heppe angeführter Erlasse sowie einiger Literaturhinweise. Sehr nützlich ist der Anhang, in dem neben dem Quellen- und Literaturverzeichnis auch eine kurze Darstellung des Behördenaufbaus in Hessen-Kassel/Kurhessen bis 1826, eine Auflistung der hessischen Städte und ihrer Einwohnerzahlen im Jahr 1826 und ein Verzeichnis der Münzen und Maße enthalten sind. Wenn Heppes Schrift nach Ansicht des Herausgebers als „handbuchartiges Nachschlagewerk zu den Grundelementen und -begriffen der hessen-kasselischen Kommunalverfassung“ (S. 3) dienen soll, wäre neben dem Orts- auch ein Sachregister erforderlich.

Kleinere Beanstandungen: In der Auflistung der von Hessen abgetretenen Gebiete muß es statt Achte Uchte heißen, zu ergänzen wäre wohl die ehemalige Propstei Göllingen (S. 5). Statt „die meisten Städter lebten in Stadtgemeinden von weniger als 2000 Einwohnern“ (S. 6) sollte es heißen: „die meisten kurhessischen Städte hatten weniger als 2000 Einwohner.“

Eberhard Mey

Helas, Volker: Kurhessen. Anmerkungen zu älteren Photographien. Marburg: Jonas Verlag 1987, 224 S., Ln., 68,- DM.

Geschichtsschreibung als Erhellung der Vergangenheit entsteht aus dem Bedürfnis, die Eindimensionalität der unmittelbar wahrgenommenen bloßen Gegenwart zu überwinden. Geschichtsschreibung will dann Gegenwärtiges in Entwicklungszusammenhänge stellen, so daß ein vertieftes Erlebnis und Verständnis der Gegenwart möglich wird. Aber nicht alle Geschichtsschreibung zeigt sich solcher Idealität verpflichtet. Gelegentlich dient sie lediglich als Zweck, einem gegenwärtigen Anlaß den Anschein größerer Bedeutsamkeit zu verleihen. So benutzt, wird sie zur Dekoration, um konsumfördernd oder absatzsteigernd zu wirken. Sie wird dann kommerzialisiert.

Die historische Einleitung, die Volker Helas seiner Zusammenstellung von Photographien aus der Zeit von 1867 bis etwa 1910 in einem als „kurhessisch“ bezeichneten Raum voranstellt, erweckt eher den Eindruck der letztgenannten zweckbestimmten Absichtlichkeit. Helas stellt den Zeitabschnitt, den er dem Betrachter mit Hilfe älterer Photographien nahebringen will, in den Rahmen einer Übersicht über die gesamte hessische Geschichte. Dies ist in der Begrenzung auf etwa drei Druckseiten kein einfaches Unterfangen. Wenn der Verfasser dann der hier benötigten umfassenden Erfahrung im Umgang mit Geschichte entbehrt, ist einiges Mißlingen kaum zu vermeiden. Wer sich einigermaßen in der hessischen Geschichte auskennt, wird

diese Einleitung nicht ohne Unbehagen lesen, denn sie enthält Angaben, die oberflächlich, mißverständlich oder schlicht falsch sind. Einige Beispiele sollen angeführt werden.

Verf. übernimmt die geläufige Wendung von den angeblich in der Völkerwanderungszeit seßhaft gebliebenen Chatten. Karl E. Demandt schreibt dazu in seiner „Geschichte des Landes Hessen“ bereits 1959: „... aus alledem ergibt sich also, daß die vorherrschende Ansicht unzutreffend ist, die Chatten seien fast unberührt von der großen Völkerbewegung in der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends in Hessen sitzen geblieben. Denn das, was vom chattischen Stamm nach Abschluß der Völkerwanderung übrig blieb, war nur noch ein Rest jenes machtvollen Ganzen, dessen Größe und Kraft die nachchristlichen Jahrhunderte erfüllt hatte“ (S. 83). Demandt spricht von „erheblichen Wanderungsverlusten“ der Chatten.

Helas behauptet sodann, die Chatten hätten sich „später den Franken angeschlossen“. Er vereinfacht damit den Vorgang in so grober Weise, daß der Leser ein unzutreffendes Bild erhält. Demandt spricht von einem „völlig geräuschlosen Aufgehen des alten chattischen Stammlandes im fränkischen Machtbereich ohne militärische Unterwerfung und größere Siedlungsumschichtungen“, das durch eine „alte und echte stammliche Bundesgemeinschaft“ ermöglicht wurde (S. 84).

Über Bonifatius macht Helas die mißverständliche Bemerkung, „Sein Wirken half die Staatsgewalt im Frankenreich festigen“. Tatsächlich half sein Wirken nicht der Staatsgewalt, sondern diese half umgekehrt in erster Linie ihm. Bonifatius bekannte ja selbst, daß er ohne die Hilfe der fränkischen Mächtigen nichts vermocht habe.

Nur mit Kopfschütteln liest man den Satz: „Die Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth 1235 verschaffte den Landgrafen von Hessen einen erheblichen Prestigegewinn“ – nun entstand aber die Landgrafschaft Hessen doch erst nach dem Tod des letzten thüringischen Landgrafen 1247! Weiterhin: Nach Helas war „die Überlegenheit Hessens gegenüber dem Erzbistum Mainz“ im 14. Jahrhundert errungen. Tatsächlich fand die für Hessen und seinen Landgrafen Ludwig I. siegreiche Entscheidungsschlacht erst 1427 bei Fritzlar statt. Irreführend ist sodann für den Leser Helas' Feststellung, daß „1373 die Landgrafschaft zum reichslehnbaren Fürstentum erhoben“ worden sei. Kaiser Karl IV. machte zwar 1373 im Zusammenhang mit seiner Bestätigung der Erbverbrüderung der Landgrafen von Hessen mit den Markgrafen von Meißen vom gleichen Jahre Hessen zum reichslehnbaren Fürstentum, aber dabei ist doch darauf hinzuweisen, daß die hessischen Landgrafen bereits 1292, als sie die Reichsburg Boyneburg mit der Stadt Eschwege als Reichslehen erhielten, in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren. 1373 trat also nur eine endgültige Gleichstellung mit den anderen Reichsfürstentümern ein.

Erwähnt sei noch die unzulässige simplifizierende Feststellung „1834 fiel Rheinfels-Rotenburg an Kurhessen“. Der Leser gewinnt so den Eindruck einer damaligen kurhessischen Neuerwerbung, während es sich doch tatsächlich lediglich um den Rückfall der Rotenburger Quart an Hessen-Kassel nach Aussterben der Rotenburger Linie handelte, die im Jahre 1627 von Landgraf Moritz dem Gelehrten althessisches Gebiet zugeteilt bekommen hatte, und zwar mit der Einschränkung, daß auch über die Quart Hessen-Kassel stets die Landeshoheit ausübte.

Von allen Widersprüchen, die Helas' unzulässig verkürzende Darstellung der hessischen Geschichte auslöst, ist jedoch seine Bemerkung über die „Subsidienverträge“ des Landgrafen Friedrich II. der bedenklichste. Wenn Helas von den „berüchtigten Soldatenverkäufen zwischen 1776 und 1784“ spricht und von einem „Menschenhandel“, der diesem Landgrafen einen „zweifelhaften Ruf“ verschafft habe, so kolportiert er alte Phrasen amerikanischer Kriegspropaganda und späterer innerdeutscher fürstenfeindlicher Parteipolemik, ohne sich um die historischen Tatsachen zu kümmern. Es gab doch nun einmal keinen „Soldatenverkauf“ Friedrichs II., dieser hat auch keine Vielzahl von „Subsidienverträgen“ geschlossen, sondern mit einer gewissen Ausnahme eigentlich nur den einen von 1776, mit dem er hessische Soldaten (mit dem Nachschub waren es 17000 Mann) an die britische Krone vermietete. Dieser eine Vertrag ist wie die ihm vorausgehenden 30 hessischen Subsidienverträge und wie die entsprechenden Abmachungen, die im 18. Jahrhundert fast alle europäischen Mächte als Mieter oder Vermieter abschlossen, nur aus den Verhältnissen ihrer Zeit heraus zu verstehen und zu beurteilen. Hessen-Kassel in dem von Helas selbst so gekennzeichneten „Mittelmaß“ konnte eben nicht eigene Kriege führen, war aber trotzdem auf ein stehendes Heer angewiesen. Hans Philippi schreibt dazu: „Das stehende Heer war eine aus den Umständen sich ergebende Konsequenz. . . . Eines hatten die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges vor allem deutlich gemacht: Die Einwohner eines Kurfürstentums ohne militärische Vorsorge waren hilflos der Willkür übergreifender und durchmarschierender Heerhaufen ausgesetzt. Neutralität wurde nur in Ausnahmen respektiert. Die Schäden . . . durch oft monatelange Einquartierung wurden als eben so schrecklich empfunden wie eine grassierende Seuche oder . . . Hungersnöte, denen

man wehrlos ausgesetzt war." (Die Geschichte Hessens, hrsg. von Uwe Schultz, Stuttgart 1983, S. 107). Das stehende Heer mußte sich nun notgedrungen durch Teilnahme an den Kriegen anderer Staaten bezahlt machen. Den Vertrag von 1776 billigten die hessischen Landstände, sein Abschluß fand im Land keinen Widerspruch. Die Subsidiengelder erhielt nicht, wie Helas schreibt, der Landgraf, sie flossen vielmehr in die hessische Kriegskasse, die sorgsam verwaltet wurde. Friedrich II. hinterließ noch 10 Millionen Taler, und von dem aus diesem Geld gebildeten hessischen Staatsschatz waren 1933 noch 742000 Mark vorhanden. Friedrich II. nahm schon für die Bevölkerung spürbare Steuerentlastungen vor. Weiß Helas, daß sich die Amerikaner selber deutsche Hilfstruppen in französischem Sold zunutze machten? Wenn er es wußte, hätte er es im Zusammenhang mit seinen diffamierenden Bemerkungen erwähnen müssen, um irreführende Einseitigkeit zu vermeiden.

Den von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weitergetragenen Gerüchten um die hessischen „Soldatenverkäufe“ leistete auch eine Schautafel in der Kasseler Ausstellung „200 Jahre Brüder Grimm“ im Sommer 1984 Vorschub. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde hat mit der Unterstützung der Historischen Kommission für Hessen und der Historischen Gesellschaft des Werralandes nach längeren Verhandlungen im Herbst 1986 erreicht, daß die „Veranstaltungsgesellschaft 200 Jahre Brüder Grimm“ diese Schautafel zurückzuziehen bereit war. Das geschah zweifellos mit der Zustimmung der damaligen hessischen Landesregierung. Der im gegebenen Zusammenhang vorhandenen grundsätzlichen Bedeutung dieser Entscheidung wurde auch dadurch entsprochen, daß dies am 3. Oktober 1986 in einer Sendung des hessischen Fernsehens einer weiteren Öffentlichkeit mitgeteilt wurde. Wenn sich damals die historische Wahrheit durchsetzte, so wird sie schließlich auch gegenüber den immer noch verbreiteten falschen landläufigen Auffassungen anderswo durchgesetzt werden, auch solchen Autoren gegenüber, die wie im hier vorliegenden Falle solche Auffassungen in gedankenloser Nachrede immer noch verbreiten. (Hi)

Nicht wesentlich günstiger fällt das Urteil aus über den – „Anmerkungen zu älteren Photographien“ genannten – Hauptteil des Bandes (S. 21–213). Hier werden zumeist im Eigentum des Landesamtes für Denkmalpflege Marburg befindliche ältere Photos vorgestellt, die in dem Zeitraum zwischen 1868 (recte 1866) und 1929 (mit einem Schwerpunkt um 1900) zumeist von L. Bickell, aber auch von A. Jablonski, C. Eberth, W. Hess, E. Kegel, C. Banzer, B. Zimmermann, G. Ewald u. a. sowie der Preuß. Meßbildanstalt aufgenommen wurden. Gesamtansichten hessischer Orte, Ensembles, aber auch Einzelbauwerke und Baudetails, Technik, Landschaften, Menschen (z. T. in Tracht, bei der Arbeit, beim Spaziergang) – finden sich abgebildet und machen schon bei einem kurzen Überblick deutlich, daß der historisch-politische Bezugsbereich, das Alter der Photos und – im Falle L. Bickells – auch der Bildautor selbst die wesentlichsten Klammern für das insgesamt doch recht vielschichtige (oder schon diffuse?) Material sind. Diese gewisse Wahllosigkeit (s. vor allem die vielen Personenaufnahmen) beim Bildangebot korrespondiert mit der nur bedingt durchgehaltenen geographischen Systematik des Fortschreitens von Nord nach Süd und mit den Bildlegenden, wo z. B. ein Mangel an Konsequenz bei der Nennung von Aufnahmezeitpunkt und Bildautor, aber – und gravierender noch – auch im Wandel zwischen Detailgenauigkeit und Oberflächlichkeit zu verzeichnen ist. V. Helas hat den meisten der von ihm ausgewählten alten Photos außer den direkten Legenden Begleittexte beigegeben, die historische, allgemein kulturelle, politische, soziale oder z. B. auch religiöse Informationen zur Einordnung der Bilder bereithalten sollen. Diese Grundidee – wäre sie konsequent verwirklicht worden (und dieses hätte man von dem ehemaligen Bezirkskonservator und Kunsthistoriker erwarten können) – hätte die Voraussetzung zur Schaffung eines bleibend wichtigen, bau- und kulturgeschichtlichen Nachschlagewerkes sein können; einige gelungene Beispiele lassen das gut erkennen. Diese Chance wurde – knapp gefaßt – vertan. Etliche Bilder entbehren dieser Texte völlig, mehr als die Hälfte ist ganz oder teilweise durch wörtliche Zitate vor allem aus den Brockhaus-Ausgaben von 1901–1904, aber auch aus Holtmeyer, Bickell, Dehn-Rothfelser u. v. a. „kommentiert“. Diese Betextung ist dabei oft nur sehr schwer mit dem abgebildeten Sujet in Verbindung zu bringen. Besonders problematisch ist die Zusammenführung von Bild und Text dann, wenn längere Texte auf die nächste Seite überlaufen und weitere Abbildungen begleiten. Einige der Helas-Texte bringen lesenswerte, einordnende Hinweise, viele (zu viele) sind Vehikel für eine bedenklich subjektive Kommentierung und Bewertung des/der Abgebildeten, eines Details oder auch der Motive und Gedanken der Photographen. Man studiere, welche Verständnishilfe in den nicht völlig typischen, dafür aber um so irritierenderen Texten zum Tierschutz (S. 126), zum Biergenuß (S. 167), zu Märchen (S. 52), zur Werbung (S. 120), zur Mode (S. 103), zur „Wirklichkeit“ (S. 104 f.) oder – mehrfach variiert – zum Heimat-Begriff enthalten ist. (Am ehesten verkraftbar sind die zahlreichen, sehr persönlichen Stellungnahmen und Hinweise zum jüdischen Schicksal.)

Die formale und stilistische Uneinheitlichkeit der Kommentare (z. B. mit u. a. ihrem Wechsel zwischen Satzbruchstücken und langen Sätzen, Abkürzungen und Ausschreibungen, ihrem mehrfach falschen Tempusgebrauch) stört dabei weniger als die häufige Einmischung des Autors und seine Versuche, (s)ein bestimmtes ästhetisches Urteil mit (s)einem Weltbild zu verbinden, das dann – nicht wirklich festgelegt – durch eine Bewegung zwischen Abstoßung und Anziehung durch das Heute wie das Damals gekennzeichnet ist. Widersprüchlichkeit mischt sich auch ein, wenn V. Helas Gruppenaufnahmen L. Bickells z. T. weitschweifig ernsthaft kommentiert (vgl. z. B. S. 92 f., S. 175), motivähnliche, von C. Eberth photographierte jedoch als sozial verfälschende „Idealisierung“ oder „pittoreske ländliche Idylle“ brandmarkt (S. 104, 105), eine Wirkung, die (ausgerechnet bei Eberth!) diesem „möglicherweise . . . entgangen“ ist. Eine Vielzahl von problematischen Einzelheiten der Helas-Texte kann hier nur angedeutet werden, so die recht undifferenzierte Sicht der hugenottischen Geschichte (S. 21–25), die städtische Doppeltafel am Ort der Synagoge in Hofgeismar ist – zumal zusammen mit der von Helas nicht genannten großen Sammlung Judaica Hassiaca des Stadtmuseums Hofgeismar und dem gleichfalls unerwähnten, hervorragend gepflegten jüdischen Friedhof – sicher mehr als eine „dürftige Erinnerungshilfe“ (S. 37); es heißt richtig „Schlag“ (mehrf.), es gab die Friedrich-Wilhelms-Nordbahn (S. 66), es gab eine israelitische (nicht israelische) Volksschule usw. Die Abbildung S. 62 ist keinesfalls von 1900 und zeigt auch nicht den „Bau einer schweren Feldbefestigung zu Übungszwecken“, sondern ist vielmehr – von Helas unerkannt – die weit- aus älteste Aufnahme des Bandes: Sie zeigt – 1866 – die letzte kurhessische Schanze am Finckenherd in Kassel.

Stehengeblieben ist in den „Hinweisen für den Benutzer“ der Vermerk (S. 7): „Daher wird im Ortsregister von den alten Ortsnamen auf die neuen Bezeichnungen der Großgemeinden verwiesen“. Dies geschieht S. 217 ff. tatsächlich ebensowenig wie die Versicherung immer zutrifft, wegen der Kommunalreform würden „auch die Namen der neugebildeten Großgemeinden aufgeführt, in denen die früher selbständigen Gemeinden aufgegangen sind“ (S. 217). Irreführend ist der Hinweis: „Die neuen Gemeindennamen sind eingerückt worden, hier wird auf die alten Namen verwiesen“. Demnach hätte Calden früher Wilhelmsthal geheißen – immerhin wird diese Ankündigung ohnehin nur vereinzelt wahr gemacht. Inkonsequent ist die ansonsten hilfreiche Kursivsetzung bei Abbildungshinweisen (vgl. S. 17, 133); Wallenstein lag im Kreis Homberg (nicht Fritzlar-Homberg, S. 71), Wabern im Kreis Fritzlar (S. 78), Homberg war selbständige Kreisstadt; Mackenzell (Abb. S. 114–115) fehlt völlig im Register, in Brotterode wird das „r“ falsch geminiert und die Kreisangabe fehlt, S. 210 zeigt eine im Register sowohl Langenselbold wie Mittelbuchen zugewiesene Abbildung (zwei weitere aus Mittelbuchen folgen S. 212–213) usw. Das „Register der Begriffe“ erfaßt auch die subjektiven Darstellungen des Autors und ist insoweit verzichtbar.

Vor Korrektur der vielen o. a. Fehler: nicht empfehlenswert.

(Bu)

Erich Hildebrand/Helmut Burmeister

Orts- und Regionalgeschichte

Reyer, Herbert: Werraland – Grenzland damals und heute. Witzenhausen 1987 (Schriften des Werratalvereins Witzenhausen, 16), 55 S., 59 Photos, 5 Abb.

Der 1883 gegründete Werratalverein konnte bereits im Jahre 1912 seine erste Publikation aufweisen (Wegekarte von der Umgegend der Stadt Witzenhausen), die auch in vierter Auflage wieder vergriffen ist. Jedoch erst seit 1979 erscheinen in dieser Schriftenreihe regelmäßig mindestens einmal jährlich Publikationen, die sich mit der Heimatgeschichte der Region befassen und deren Verbreitung und Akzeptanz sich aus der Tatsache ableiten läßt, daß bereits jüngste Beiträge vergriffen oder in zweiter Auflage erschienen sind.

Der vorliegende Beitrag ist die Ausarbeitung des Festvortrages anlässlich des 87. Deutschen Wandertages, der am 23. Juli 1987 in Witzenhausen eröffnet wurde. Das Thema des Vortrages, „Werraland – Grenzland“, lag insofern nahe, als traditionelle Wanderziele dieser Region auf

heutigem DDR-Gebiet liegen. Zu diesen zählt auch die Burg Hanstein, um deren Erhaltung sich der Werratalverein Witzenhausen – abseits der „großen Politik“ – seit längerem bemüht. Vor diesem Hintergrund muß der vorliegende Beitrag – auch angesichts der Ablehnung eines Besucherantrags gerade für diese Burg anlässlich dieser Veranstaltung – verstanden werden.

Der Autor stellt im Textteil – so deutet es der Titel an – die *historische* Entwicklung einer Region „in der Mitte Deutschlands“ (S. 12) zum Grenzland dar; dies kann angesichts des knappen Raums (im Rahmen eines Vortrags) natürlich nur ansatzweise geschehen, und auf die entsprechende Literatur wird verwiesen. Die Geschichte nach 1945 wird dabei vergleichsweise nur kurz angesprochen.

Im Gegensatz hierzu bezieht sich der Bildteil – abgesehen von der Abbildung von vier historischen Grenzsteinen (S. 9) – ausschließlich auf die Gegenwart bzw. jüngste Vergangenheit. Und auch hier vermißt man das Grenz„land“, denn der überwiegende Teil der Abbildungen zeigt die Grenze selbst – mit all ihren Requisiten, wie sie uns in einem dem Bildteil vorangestellten Infoblatt des BGS (S. 27) schematisch erläutert werden. Insgesamt scheint der Bundesgrenzschutz nicht unerheblich am Entstehen dieser Publikation beteiligt gewesen zu sein, immerhin stammen 22 von 59 Photos aus dessen Archiven.

Nicht umsonst wird auf den Erholungs- und Freizeitwert eines Grenzlandes hingewiesen (S. 22). Man vermißt Photographien des landschaftlich reizvollen Meißnergebirges, der Jugendburg Ludwigstein, historischer Fachwerkstädte. Ein „Aussichts“-Parkplatz mit Blick auf die Grenze (S. 49 u.) ist sicherlich nicht repräsentativ für die Freizeitmöglichkeiten im Rahmen des (noch zu gewinnenden) Fremdenverkehrs.

Wehmut ist der vorherrschende Unterton im gesamten Textteil. Auch wenn die Vorteile einer Grenzregion angesprochen werden (kultureller Austausch, Knotenpunkt wichtiger Handelsstraßen mit der damit verbundenen Infrastruktur, z. B. Eisenbahnverbindungen), hört man implizit oder explizit (S. 17) immer die Frage: Was wäre, wenn . . . ?

Was wäre, wenn die Werraregion der Mittelpunkt eines ludowingischen Großstaates geworden wäre (S. 17)? Es scheint müßig, Auswirkungen von Ereignissen, die im 13. Jahrhundert hätten eintreten können, zu diskutieren.

Was wäre, wenn nach dem Krieg „am Fuße des Westhang des Bergs (des Meißners) etwa zwischen Velmeden und Laudenschlag“ (S. 12) die neue Hauptstadt Deutschlands mit dem Namen „Hohenmeißner“ entstanden wäre? Tatsächlich wird auf diesen Vorschlag Ulrich Noacks aus dem Jahr 1946 ernsthaft eingegangen. Man stelle sich die kulturellen und ökologischen Folgen einer quasi „aus dem Boden gestampften“ Hauptstadt für diese Region vor, wenn schon für Bonn der Aufstieg zur Bundeshauptstadt problematisch war (und immer noch ist)!

Man darf die eigene Situation nicht überbewerten. Für uns Mitteleuropäer (vgl. S. 21) ist das Denken in politischen Grenzen (vs. Stammesgrenzen) schon längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Setzen wir dagegen Afrika, wo durch eine willkürliche Grenzziehung der Kolonialmächte auf dem Reißbrett Völker separiert werden, die z. T. bis in unsere Zeit noch im Stammesdenken verhaftet sind. Ein Argument für Europa wäre allenfalls eine gemeinsame Sprache (Beispiel: baskische Autonomiebewegung) oder Konfession (Beispiel: Nordirland). Beide Argumente können auf unsere Situation jedoch nur ansatzweise übertragen werden (s. Österreich, Schweiz, Südtirol sowie unterschiedliche Konfessionen).

Wehmut ist angebracht – und dies erklärt auch die Auswahl der Photographien – bei Betrachtung der Undurchlässigkeit bzw. schweren Durchlässigkeit der Grenze. Und gerade hier setzt die Zuversicht des Autors ein, der auf bereits bestehende Möglichkeiten der Verbindung hinweist. Die Aufforderung an den einzelnen zu handeln, ist die Stärke des Beitrags. Dieser Aufgabe hat sich der Werratalverein mit seinen Bemühungen um die Burg Hanstein bereits verpflichtet.

Christine Swoboda-Körner

Reyer, Herbert: Das Sommermannsche Haus. Beiträge zur Geschichte des Hauses Erm-schwerder Straße 17 in Witzenhausen und seiner Besitzer. – Schriften des Werratalvereins Witz-enhausen, Heft 19, 1988, 64 S., 14 Abb., über den Verein zu beziehen.

Der Werratalverein legt als Heft 19 seiner Schriftenreihe einen haus- und besitzgeschicht-lichen Beitrag mit zwei Aufsätzen Herbert Reyers vor. Der kleine Band stellt deshalb etwas Besonderes dar, weil er die von Karl August Eckhardt in Witzenhausen begründete Tradition der haus- und besitzgeschichtlichen Forschungen aus den zwanziger Jahren aufgreift und überzeugend erweitert. Diese Erweiterung besteht in der intensiven Auseinandersetzung mit

allen zur Zeit auswertbaren Quellen, was gleichzeitig auch Reyers methodisches Vorgehen deutlich macht und dadurch beispielhaft wirkt.

Der erste Beitrag des Bändchens befaßt sich mit dem bedeutsamen Gebäude aus der jüngeren gotischen Bauperiode der Stadt (Errichtungsdatum 1511) und seinen Besitzern im 16. Jahrhundert. Der Nachdruck einer noch verhältnismäßig jungen Arbeit (Erstveröffentlichung in *DAS WERRALAND* 38, 1986, S. 20–22) ist durchaus nicht unproblematisch, hier aber durch das Hinzufügen eines zweiten Aufsatzes („Das Sommermannsche Haus in Witzenhausen und seine Besitzer vom 16. Jahrhundert bis heute“) und die dadurch vorgenommene Ausweitung des Themas gerechtfertigt. Die wenigen Wiederholungen am Anfang beider Arbeiten stören die Lektüre nicht.

Auf den ersten Blick vermißt der Leser sicher eine Beschreibung des Gebäudes unter bautechnischen Gesichtspunkten, ebenso eine stilgeschichtliche Einordnung. Informationen zu beiden Bereichen findet er in dem beide Darstellungen gut ergänzenden Anhang, der aus bau- und kunstgeschichtlichen Publikationen über das Gebäude zitiert. Die hier deutlich werdende Baugeschichte des Hauses hat Reyer also mit Recht dazu veranlaßt, den Schwerpunkt seiner Untersuchungen auf die besitz- und familiengeschichtliche Seite zu legen. Es gelingt ihm so, zum sonst sehr nüchternen Faktengerüst Aussagen über die menschliche Existenz und über menschliches Schicksal im Zusammenhang mit dem Haus zu machen und die Bedeutung des Gebäudes im Leben der Stadt während der verschiedenen Zeitabschnitte besonders hervorzuheben. Bau-, Besitz- und Familiengeschichte wurden also sehr gut miteinander verbunden. Die kleine Publikation ist ein ansprechendes Geschenk des Werratalvereins an die Bewohner Witzenhausens und an alle Interessierten, das zur Einweihung des Hauses nach einer grundlegenden Restaurierung am 26. August 1988 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Friedrich-Karl Baas

Witzenhausen – Kirschenstadt im Werratal, vorgestellt von Werner Keller und Walter Dietrich. Hg. v. Magistrat der Stadt Witzenhausen, Eschwege o. J. (1986), 79 S. mit zahlreichen Abb. im Text und einem Farbtafelteil (S. 38–77).

Der Kasseler Journalist und engagierte Heimatforscher Herfried Homburg legte erstmals 1966 (vgl. die Rez. von K. Günther in *ZHG* 77/78, 1966/67, S. 240f.) einen informativen Bildband über Witzenhausen vor, den er fast ein Jahrzehnt später in überarbeiteter Form und mit abgewandeltem Titel erneut herausbrachte¹.

In klarer äußerlicher Anlehnung an Homburgs Bildbände erschien nunmehr zehn Jahre später das vorliegende Buch, das der im Stadtbild inzwischen eingetretenen Wandlung Rechnung tragen will. Die Altstadtanierung hat das Gesicht der Innenstadt nachhaltig verändert, und auch der Straßenbau hat in der Stadt in den vergangenen Jahren deutliche (teilweise auch recht schmerzliche) Spuren hinterlassen. Homburgs Bildbände sind außerdem seit langem vergriffen. Die Berechtigung für einen neuen repräsentativen Bildband war somit gegeben.

Gegenüber den früheren Bänden zeigen sich in der Konzeption indessen erhebliche Unterschiede. War Homburgs Text noch so etwas wie ein populärer und durchaus kenntnisreicher Überblick über die Geschichte der Stadt, der außerdem noch aktuelle Informationen bot, so beschränken sich die historischen Teile der vorliegenden Veröffentlichung im wesentlichen auf die beiden von W. Dietrich eingebrachten Kapitel über Witzenhausen in seiner Frühzeit (S. 9f.) und über die „berühmten“ Witzenhäuser (S. 33–37). Der überwiegende, von W. Keller verfaßte Teil präsentiert sich hingegen als flüssig geschriebene und gut lesbare Touristeninformation über die Vorzüge des sich mit diesem Band vornehmlich als Fremdenverkehrsort darstellenden Witzenhausen und seiner 16 Stadtteile, den ehemals selbständigen Dorfgemeinden in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt.

Durchweg kurzweilig berichtet er über das Leben in der Stadt, berücksichtigt dabei auch die besondere Situation an der Grenze zur DDR, beschreibt u. a. die Entwicklung im Stadtbild, erzählt von den Witzenhäuser „Spezialitäten“, vor allem den Kirschen und den Festen und geht auch auf die Stadt als Hochschulort ein. Es versteht sich, daß bei der hier erkennbaren Zielsetzung gegenüber dem „großen“ Vorbild deutliche Abstriche in Kauf genommen werden mußten.

Dies zeigt sich aber nicht nur im Umfang des Textteiles, der z. B. beim einführenden Kapitel viel zu knapp geriet, sondern auch inhaltlich. So wird man kaum behaupten dürfen, daß die Stadt bis 1247 einen doppelten Mauerring besaß. Die Quellen sprechen außerdem von 12 (nicht 11) Türmen, von denen die zwei noch erhaltenen Rundtürme spätestens Anfang (nicht Mitte)

des 15. Jahrhunderts errichtet wurden. Unbehagen verursacht die Zusammenstellung „berühmter“ (besser wohl „bedeutender“?) Witzenhäuser, in der weder der Hamburger Albert Ballin noch der in Kassel geborene Paul Julius Reuter etwas zu suchen haben. Das Verzeichnis der herangezogenen Literatur (S. 79) wirkt kläglich, wenn hier nicht einmal die wichtigsten Arbeiten des mit Recht zu den „berühmten“ Witzenhäusern gerechneten K. A. Eckhardt aufgeführt werden.

Der Abschnitt über die im Gebietsaustausch von 1945 zu Hessen geschlagenen Orte Neu-seesen und Werleshausen (S. 31) beruht z. B. auf der ebenfalls nicht erwähnten Arbeit von A. Künzel (WTV – Schriftenreihe 4, 1981). Die Abbildung des Merian-Stiches von 1646 (S. 7) trägt fälschlich die Unterschrift „Witzenhausen im Mittelalter“.

Ein abschließendes Urteil muß zwiespältig ausfallen. Homburgs „Nachfolger“ erlitt einen nachhaltigen Substanzverlust, wird freilich seinem – unausgesprochenen – Anspruch eines Informations- und Erinnerungsbuches für Besucher Witzenhausens durchaus gerecht. Dafür sorgen nicht zuletzt die sorgfältig ausgewählten, ausnahmslos gelungenen, im Text verstreuten Farbaufnahmen und der gut die Hälfte des Buches einnehmende Farbphototeil.

Herbert Reyer

1 H. Homburg, Witzenhausen, die Blütenstadt im Werratal. Portrait einer mittelalterlichen Stadt und ihrer Landschaft, Kassel 1966. – Ders., Witzenhausen. Portrait einer Stadt und ihrer Landschaft, Kassel 1975.

Reichenbacher Blätter. Heimatkundliche Beiträge des Burgvereins Reichenbach e V., herausgegeben von Ernst Froelich und Günter Bauer. – Hessisch Lichtenau: E. K. A. Froelich Verlag, Heft 3 und 4, 1986, über den Verein zu beziehen.

Die inzwischen mit mehreren Heften vorliegenden „Reichenbacher Blätter“ schließen, wie im Vorwort der ersten Ausgabe 1984 formuliert, wirklich eine Lücke. Qualitätvolle Beiträge zu sehr verschiedenen historischen und volkscundlichen Themenstellungen informieren den Leser sachkundig, ohne überhöhte fachliche Anforderungen zu stellen. Aus den beiden hier vorliegenden Heften sei besonders auf die Beiträge von Agnes Huck: „Lichtenau und das Königreich Westfalen“, Johann Frank: „Friede sei ihr Geläute. Die Glocken der Stadtkirche“, und von Georg Heyner: „Kirchengeschichtliches über Hessisch Lichtenau“ in Heft 1 und 3 sowie von Angus Fowler: „Krise und Wandel im Spätmittelalter. Glashütten und Glasmacher in Reichenbach und Umgebung im 15. und 16. Jahrhundert“ und von Gerhard Seib: „Die ehemalige Nonnenklosterkirche in Reichenbach. Ergebnisse der Ausgrabungen 1973–1975“ in Heft 4 aufmerksam gemacht. Sie und auch die hier nicht genannten Beiträge sind als Sachdarstellungen gut; vor einer Aufnahme in die Hefte kritischer betrachtet werden sollten zukünftig aber die zur Auflockerung eingefügten Geschichtchen. Verbessert werden müßten auf jeden Fall die Qualität der Abbildungen und der Einband; sie erscheinen den durchweg gehaltvollen und lesenswerten Beiträgen als nicht angemessen.

Friedrich-Karl Baas

Klein, Diethard, und Heike Rosbach (Hrsg.): Kassel. Ein Lesebuch. Die Stadt Kassel einst und jetzt . . . Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft 1988, 158 S., brosch., 16,80 DM (ISBN 3-88042-377-6).

Vorgestellt wird ein nettes „Lesebuch“, kompiliert aus Texten recht unterschiedlich einsichtiger und des treffenden Ausdrucks fähiger Autoren, vereint zu einer Anthologie, in deren Reichweite ganz subjektiv geschilderte Erlebnisse ebenso liegen wie wissenschaftlich bemühte Darstellungen.

In acht Kapiteln („Ansichten, Eindrücke, Schilderungen“, „Sagen, Szenen und Berichte aus Kassels Geschichte“, „Am Hofe zu Kassel“, „Ein Gang durchs alte Kassel“, „Berühmte Namen“ usf.) und mit Hilfe von 129 (durchschnittlich etwa) eine Druckseite umfassenden Texten aus der Feder von über 70 Autoren entsteht ein facettenreiches Bild der über Jahrhunderte erfolgten Entwicklung Kassels. In buntem Gewimmel drängen sich vor unseren Augen die prominenten Bürger und Besucher der alten Metropole, es erstet die über 1000jährige Stadt.

Eine gut lesbare, unterhaltsame Zusammenstellung von Texten aus sechs Jahrhunderten, deren unambitionierter Vorauszverzicht auf Vollständigkeit sich allerdings dann als doppelbödig erweist, wenn fast allein das Kassel von einst im Blick ist (was Titel und Untertitel nicht unbedingt zu entnehmen ist; das „Jetzt“ hält einen verschwindend kleinen Anteil der Texte), wenn sich die Erinnerungen vor allem auf „gemütliches Bürgerdasein im alten Kassel“ (so wortgleich in Vorwort und Verlagsnotiz) beziehen.

Alt-Kassels völlige Zerstörung, die Vernichtung vieler der im Mittelpunkt der Berichte stehenden Gebäude, Denkmäler etc., der kriegsbedingte Verlust kulturgeschichtlich wichtiger Sammlungen usf., usf. wird nur ganz, ganz peripher gestreift – es gibt zwei, vielleicht drei nur andeutende Sätze, die irgendwo im Band stehen. Selbst in Robert Fridericis (verkürztem) Text S. 40 „Untergang und Wiederaufbau“ widmen sich nur ganze neun Zeilen diesem Thema. Das sind übrigens genau so viele, wie sie die Erörterung der Namensherkunft des ehemaligen Oberbürgermeisters Lauritz Lauritzen (S. 97) braucht.

Wer so handelt – an z. B. auch einmal kritischen Texten aus der NS-Zeit, besonders der Kriegsjahre und der unmittelbaren Not- und Nachkriegsjahre wäre beileibe kein Mangel gewesen –, der „färbt schön“. Wenn ein Leser aber genau dieses Arbeitsprinzip bei der Zusammenstellung von Texten goutiert, dann wird ihm mit dem hier angezeigten Band oft wirklich Köstliches geboten.

Helmut Burmeister

Feldner, Claus und Peter Wieden: Wehlheiden. Geschichten – Anekdoten – Photographien aus Alt-Wehlheiden und vorderem Westen. Gudensberg-Gleichen: Wartbergverlag 1987, 120 S., brosch. (ISBN 3-925277-08-0).

Der Wartberg-Verlag Gudensberg intensiviert sein begrüßenswertes Engagement auf dem Gebiet des heimatkundlichen Schrifttums, wozu auch die Publikation von Sammlungen alter Photos z. B. aus Kasseler Stadtteilen gehört. Anzuzeigen ist hier der gelungene Bild-Text-Band „Wehlheiden“, der einen Stadt-Teil Kassels als eine unter vielen Gesichtspunkten eigenständige Einheit glaubhaft zu machen versteht. Vor allem im kulturellen Bereich (reiches Vereinsleben, aktive Kirchengemeinden) war und ist Wehlheiden ein Begriff; die Vielheit der diesem Zusammenhang zuzuordnenden Bilder bestätigt das indirekt. Zu manchem alten Photo wüßte man als „ahler (wenn auch nur Kriegs- und Nachkriegs-) Kasseläner“ aus Wehlheiden selbst etwas zu sagen; Erinnerungen stellen sich umfänglich ein; gelegentlich fröstelt einen, wenn man Menschen, Straßenzüge, Gebäude, Ereignisse abgebildet sieht, die im Dunkel des eigenen Vergessens verschwunden zu sein scheinen. Der Band ergreift; Photos und Erläuterungen lassen ein nach-, ja wiedererlebbares Wehlheiden „wie es früher war“ in des Lesers Vorstellung entstehen. (Manchmal stört die zu enge Mischung von gesicherten Fakten und nicht immer zuverlässiger *oral history*; manchmal auch fehlt die erwartete oder erhoffte Genauigkeit in den Erläuterungen ganz, wenn Leerformeln und Floskeln durchaus verständliche Wissenslücken kaschieren sollen.) Begrüßenswert ist dabei, daß die Verfasser durchgehend der Versuchung widerstehen, „alt und unwiederbringlich“ unreflektiert – wie es meist bei Rückblicken „in alten Ansichten“ geschieht – synonym mit „wertvoll und unersetzlich“ zu verwenden. Das Alte wird nicht statisch, sondern in seinem Wandel (gleichgültig, ob freiwillig oder z. B. durch den Krieg erzwungen) zum Neuen hin erfaßt und beschrieben; auch unangenehme Erinnerungen sind dabei als Teil der Wirklichkeit und der Wahrheit durchaus einbezogen (z. B. NS-Zeit, Krieg, Gestapomorde). „’s bliewet ämn“ – ganz im Gegensatz zur Selbstgefälligkeit und Beharrung in Volkes Stimme – doch *nichts* „biem Ahlen“.

Vielleicht – und diese Resonanz wäre zu wünschen – erhalten die Verfasser so viele Hinweise, daß eine neue Auflage manchen Fehler ausmerzen, manche Ergänzung aufnehmen kann. Auch etwas Unabhängigkeit von eher dubiosen „Mundart“-Quellen (vgl. die Literaturangaben S. 113 und die ZHG Bd. 77/78, S. 236 ff., Bd. 81, S. 261 ff.) wäre den Autoren zu wünschen.

Der Band ist nicht nur für die Menschen zwischen Tannenwäldchen und Park Schönfeld sowie an Kohlen- und Goethestraße, Quer- und Wilhelmshöher Allee eine erinnerungsschwere Stadtteilgeschichte in Bildern, sondern für alle, die Kassel lieben, ein unverzichtbarer Stadtgeschichteteil.

Helmut Burmeister

Nitsche, Lothar, Sieglinde Nitsche, Volker Lucan: Flora des Kasseler Raumes (Teil I). Naturschutz in Nordhessen, Sonderheft 4, Kassel 1988.

Baier, Ernst, und Cord Peppeler: Die Pflanzenwelt des Altkreises Witzenhausen mit Meißner und Kaufunger Wald. Schriften des Werratalvereins Witzenhausen Heft 18, 1988.

„Rote Listen“ oder Nachrichten aus den Medien dokumentieren tagtäglich unser Zerstörungswerk an der Natur. Wer jedoch Liebe zur Natur empfindet oder sich in der Arbeit des Naturschutzes gegen die Verarmung der Umwelt stellt, findet in den o. a. angezeigten Neuerscheinungen zwei wichtige Nachschlagwerke. Dies gilt um so mehr, wenn man bedenkt, daß das Standardwerk für den nordhessischen Raum, nämlich die „Flora“ von Grimme, auf die sich natürlich auch obige Autoren beziehen, schon aus dem Jahre 1958 stammt.

Die Flora des Altkreises Witzenhausen, zugleich Kerngebiet der Flora, ist als einbändiges Werk konzipiert. Dem Artenteil und Fundortverzeichnis nebst Hinweisen für die Benutzung geht eine knappe, aber sehr fundierte Beschreibung des Gebietes voraus, wobei geologische, klimatische und pflanzengeographische Verhältnisse mitsamt den Pflanzengesellschaften erläutert werden. Ein weiteres Kapitel verdeutlicht den Einfluß des Menschen auf die Pflanzendecke und die Ursachen für die Gefährdung von Pflanzenarten.

Demgegenüber ist die „Kasseler Flora“ als umfassendes dreibändiges Werk konzipiert, wobei der vorliegende erste Teil die Flora im eigentlichen Sinne, nämlich Dokumentation der Arten und Fundstellenverzeichnis, darstellt. Über 1300 Pflanzen werden als tatsächlich nachgewiesene oder verschollene Arten vorgestellt. Häufigkeit, Standortansprüche, Fundortangaben und Literaturlauswertungen ergeben ein umfassendes Bild über jede Art (wie auch bei der Witzenhäuser Flora). Hervorzuheben ist bei der Flora des Kasseler Raumes die Zuordnung jeder Art zu ihrer Pflanzengesellschaft, was die Fülle von Informationen komplettiert. Diesem Artenteil mitsamt umfangreichen Hinweisen und Erläuterungen für den Benutzer geht eine Gebietsübersicht der Flora (im wesentlichen Großstadt Kassel und Landkreis Kassel), ein Kapitel zur floristischen Kartierung im Raum Kassel und zur Geschichte der Erforschung der Flora des Kasseler Raumes voraus. Ein äußerst umfangreiches und sehr detailliertes Literaturverzeichnis schließt den Band I ab.

Angaben zur Geologie und Bodenverhältnisse, ebenso eine Beschreibung der Naturräume und der Pflanzengesellschaften, weiter eine Darstellung des Naturschutzbereiches fehlen. Dies ist dem Teil III vorbehalten, der im kommenden Jahr erscheinen soll und auf den man jetzt schon gespannt sein darf. Teil II ist als Atlas konzipiert mit ca. 1000 Verbreitungskarten von Farn- und Blütenpflanzen und Themenkarten (Klima, Vegetation . . .). Herausgabe: Winter 1988/89.

Beide Floren schließen eine große Lücke in der Erforschung und Erhaltung der heimischen Pflanzenwelt. Biologen, Naturfreunde und Naturschützer werden in beiden Floren ein überaus nützliches Hilfsmittel und unentbehrliches Nachschlagewerk finden. *Heiner Ehls*

Schauenburg. Früher - Heute. Ein Bildband. Herausgeber: Gemeindevorstand - Jugendpflege. Selbstverlag Gemeinde Schauenburg 1987, 283 S.

Zweifellos ist die Idee, in einem Bildband Photos aus früheren Jahrzehnten solchen gegenüberzustellen, die aus dem gleichen Blickwinkel die heute bestehende Situation festhalten, ein durchaus reizvolles Thema. Das hat wohl auch der Gemeindevorstand von Schauenburg so gesehen, einem der typisch hessischen Kunstorte, die allesamt der Gebietsreform von 1972 ihr Dasein verdanken. Fünf Dörfer des Kreises Kassel schlossen sich damals zu der neuen Gemeinde zusammen: Breitenbach, Elgershausen, Elmshagen, Hoof und Martinhagen und nannten sich hinfort nach der in ihrer Nähe liegenden alten Burg. Und alte wie neue Photos aus den verschiedenen Ortsteilen sind es, die nun in einem umfangreichen Bildband vorliegen, mit dem die Herausgeber eine selbständige Reihe „Schauenburger Hefte“ beginnen wollen. In ihr sollen nach und nach die Ergebnisse der Beschäftigung mit der Vergangenheit der fünf Orte der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Soweit, so gut. Erfreulich auch, daß Jugendliche der Gemeinde beim Sammeln der alten Photos mitgeholfen haben und so an die Lebenswelt ihrer Eltern und Großeltern unmittelbar herangeführt wurden, was anders vermutlich nicht gut möglich gewesen wäre. Auch hat sich offenbar in jedem der verschiedenen Ortsteile ein geschichtlicher Arbeitskreis gebildet, was sicher begrüßt werden muß. Von ihnen ist in dem lediglich eine Druckseite umfassenden Vor-

wort viel die Rede. Schade nur, daß außer dem an dieser Stelle angebotenen Text buchstäblich rein gar nichts in dem Band zur Erklärung und Deutung der vorgestellten Bilder geschrieben steht.

Der Aufbau des Buches ist so angelegt, daß Dorf um Dorf vorgestellt wird. Allerdings: außer dem Ortsnamen und den beziehungsreichen Worten „früher – heute“ erhält der interessierte Betrachter praktisch keine Auskunft über das, was er auf den Photos sieht. Denn was soll er als Fremder mit den Namen einzelner Familien anfangen, was mit den verschiedenen Straßennamen, um nur ein paar Beispiele zu nennen? Weder wird ein knapper Abriß der bekannten geschichtlichen Daten gegeben, noch wird die Struktur des gezeigten Ortes auch nur ansatzweise erläutert. Die Herausgeber haben es sich in diesem Punkte einfach zu leicht gemacht, denn es genügt bei weitem nicht, Bilder in der Annahme gegenüberzustellen, daß sie „dem Betrachter Spaß machen, ihn zum Vergleich anregen und eventuell auch nachdenklich stimmen“, wie es so schön im Vorwort heißt. Der nicht ortsansässige Betrachter braucht zu ihrem Verständnis Hilfen.

Oder ist der aufwendige Band allein für die Wohnstube der Schauenburger Bürger gedacht? Fast drängt sich dieser Gedanke auf, betrachtet man die Photoseiten der sogenannten „Autoren“ (hier müßte es wohl heißen: der Beschaffer und Sammler der Bilder), auf denen sie einmal als Kinder, dann aber als Heranwachsende gezeigt werden. Außenstehenden besagt das alles nichts, für die betroffenen Mitarbeiter aber stellen diese Seiten eine schöne Erinnerung dar.

Bleibt als letztes die Frage zu stellen, worin denn die Arbeit der erwähnten geschichtlichen Arbeitskreise besteht. Auf das bloße Sammeln und Erklären von Photos kann sie sich doch nicht beschränken. Und wenn auch: Der auf diesen Bildern mit Händen zu greifende gewaltige Wandel des dörflichen Erscheinungsbildes als Folge der Veränderungen unserer Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten hätte eine Darstellung nicht nur verdient, sondern sie geradezu verlangt. Exemplarisch für andere, ähnlich strukturierte Dorfgemeinschaften wäre es möglich gewesen, an Hand des reichen Bildmaterials hierüber etwas Verbindliches auszusagen. Vielleicht geschieht dies noch im nächsten der angekündigten Bände. Für das vorliegende Buch fällt die Bilanz leider reichlich dürftig aus.

Waldemar Zillinger

Hoof am Fuße der Schauenburg, Band 1, hrsg. vom Geschichtsverein Schauenburg-Hoof 1987, 136 S., 167 sw. Abb.

Der vorzustellende Band zur Dorfgeschichte ist auf eine Fortsetzung hin konzipiert und bildet eine Gemeinschaftsarbeit mehrerer Mitglieder des Schauenburg-Hooper Geschichtsvereins. Aus diesem Grunde sind die Einzelbeiträge in ihrer Form und inhaltlichen Tiefe recht unterschiedlich. Der erste Band behandelt die Geschichte des Dorfes zwischen 1850 und 1972 in zwei Großabschnitten. Der eine informiert über das Dorf als Lebensraum, der zweite über das Dorf als Arbeitsraum. Leider fehlt dem Buch ein differenziertes Inhaltsverzeichnis, so daß die Einzelabschnitte in der Überschau nicht greifbar sind. Dem Leser wird so der Umgang mit dem Band erheblich erschwert. Hier seien die Abschnitte stichwortartig genannt, über die Aussagen zu finden sind. Im ersten Teil informiert das Buch über die Entstehung des Dorfes, die Kirche, die Burg, die großen Höfe, Straßen, die Flur, die Pfarrei, die katholische Kirchengemeinde, die Pfarrhäuser und die Schule. Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem Fachwerkbau, der Landwirtschaft, dem Bergbau, der Kleinbahn Kassel-Naumburg und mit dem örtlichen Handel und Gewerbe. Der folgende Band soll sich mit den Bewohnern, ihren Notzeiten und ihrem Brauchtum befassen. Es bleibt zu hoffen, daß diese Vorankündigung auch in die Tat umgesetzt wird.

Band 1 ist eine sehr sinnvolle Kombination von Bildband mit alten Aufnahmen und Postkarten und textlicher Darstellung. Das gewählte Format (20,4 x 21,7 cm) ermöglicht eine gute Wiedergabe von Bildmaterial. Aufnahmen und Text sind in einem ansprechenden Layout zusammenggefügt. Wünschenswert wäre es gewesen, noch mehr Bilder zeitgemäß eingeordnet zu finden, wodurch Veränderungsprozesse besser sichtbar geworden wären. Vermißt wird auch ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein die Fakten absichernder Anmerkungsapparat. Ein kurzer Hinweis zu den benutzten „Quellen“ auf dem Schutzumschlag reicht dafür nicht aus. Auch sind die hier fixierten Angaben zu wenig differenziert. Bei der Fortsetzung ihrer an sich lobenswerten Arbeit sollten die Vereinsmitglieder bedenken, daß ohne einen abgesicherten wissenschaftlichen Apparat solide, weiterführende historische Arbeit nur schwer möglich ist. Es ist schade, daß das sonst ansprechende Buch mit durchweg gut lesbaren Texten hier ein Manko hat.

Friedrich-Karl Baas

Elbenberg. Hrsg. vom Magistrat der Stadt Naumburg und Vorstand der ev. Kirchengemeinde Elbenberg. Redaktion: Volker Knöppel, Heiner Wittekindt, 1987, 340 S., zahlr. Abb. im Text.

Der vorliegende Band steht im Zusammenhang mit dem historischen Dorffest der Gemeinden Elben/Elberberg, das dem Gedenken an die über 900jährige Geschichte beider Orte, die heute den Naumburger Stadtteil Elbenberg bilden, gewidmet ist. Ein weiterer Anlaß der Festwoche war der 200. Jahrestag der Erbauung des Kirchenschiffes der St. Martin-Kirche in Elben. Zu der hier angezeigten Festschrift haben 19 Autoren Beiträge geliefert. Breitgefächert ist die hier präsentierte Geschichte des Doppelortes. Ausgehend von der Ersterwähnung Elbens in einer Urkunde des Klosters Hasungen von 1074 und dem Übergang des Ortes in den Besitz der Herren von Elben – besondere Bedeutung hatte der im 13. Jahrhundert von den Thüringer Landgrafen mit weitgehenden Vollmachten ausgestattete Konrad von Elben –, wird die Elbensche Ganerbschaft der Familien von Boyneburg und von Buttlar geschildert. Nach dem Erwerb des boyneburgischen Anteils am Elberberg 1693 durch Johann Burkhard von Buttlar waren die Buttlars alleinige Herren von Elben/Elberberg. Das ursprünglich in Buttlar (Rhön) ansässige altadlige Geschlecht nahm in der hessischen Ritterschaft eine wichtige Rolle ein und gliederte sich in mehrere Familienzweige auf, die sich 1890 zu dem Verein „Das von Buttlarsche Gesamtgeschlecht“ zusammenschlossen. Zum Grundbesitz des Elberberger Zweiges gehörten neben dem Rittergut Elberberg die Güter in Elben und Altendorf, das Schloß und Rittergut in Riede, das Rittergut Kirchberg mit dem Gut Wichdorf und die Glashütte in Ziegenhagen. Über den Umfang der zum Haus Elberberg gehörenden Gemarkung unterrichtet uns eine im Buttlarschen Archiv überlieferte Grenzbeschreibung von 1601.

Im folgenden werden auf der Grundlage von Akten im Staatsarchiv Marburg und Elbener Kirchenbüchern die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf den Doppelort anschaulich beschrieben. Immer wieder kam es zu Übergriffen feindlicher Soldateska und den damit verbundenen Brandschatzungen und Plünderungen. Offen bleibt die Frage, ob es Kroaten waren, die im Mai 1637 Elben ansteckten. Es spricht jedoch einiges dafür, weil gerade in jener Zeit die unter kaiserlichem Banner stehenden Kroaten das Hessenland heimsuchten.

Genealogisches Material enthalten das Elbener Einwohnerverzeichnis von 1646 und der Nachweis der Elben/Elberberger, die in den Reihen der hessischen Truppen 1776–1783 auf englischer Seite im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg fochten. Weitere Abschnitte der Festschrift behandeln das Gerichtswesen in Elben/Elberberg, wobei zwischen weltlicher und kirchlicher Gerichtsbarkeit unterschieden wird, die bäuerlichen Lasten, den Dörnbergaufstand zur Zeit des Königs Jérôme, an dem der Oberforstmeister von Buttlar teilnahm, das Hungerjahr 1847 und die Unruhen im Revolutionsjahr 1848. Wie weit Elben von der in der Mitte des 19. Jahrhunderts voll einsetzenden Auswanderungsbewegung ergriffen war, verdeutlicht eine Liste der Auswanderer aus Elben von 1852 bis 1910. Sie enthält neben den Namen die Berufe und Reiseziele der Auswanderer – erwähnt werden vor allem Mägde, Tagelöhner und Handwerker, während die mit dem Grund und Boden enger verwachsenen Bauern seltener genannt werden – und ist als solche eine wichtige Quelle zur Sozial- und Bevölkerungsgeschichte. Berücksichtigt werden des weiteren die Gemeinheitsteilung oder Verkoppelung im 19. Jahrhundert, die Gemeindeverwaltung – an ihrer Spitze stand der Dorfvorsteher oder Grebe –, die Ereignisse im Ersten Weltkrieg, während der Weimarer Republik und im Dritten Reich, wobei der Judenverfolgung und der Errichtung von Zwangsarbeitslagern in Elben/Elberberg gedacht wird –, sowie die Geschichte des Doppelortes von 1945 bis zur Eingliederung unter dem Namen Elbenberg in die Stadt Naumburg.

Ausführlich wird im folgenden die jüngste Geschichte Elbenbergs als Stadtteil von Naumburg geschildert, wobei neben dem Grenzänderungsvertrag, der Nennung der dem Ortsbeirat angehörenden Mandatsträger und den sozialen und öffentlichen Einrichtungen das Hauptaugenmerk auf den Fremdenverkehr und die Landschaftspflege gerichtet wird. Die Ergebnisse der in Elben/Elberberg in den letzten hundert Jahren durchgeführten Wahlen lassen erkennen, daß hier vor dem Ersten Weltkrieg die Antisemitische Partei großen Zulauf hatte, die den Bauern größere wirtschaftliche Unabhängigkeit von den jüdischen Händlern versprochen hatte. Dagegen war in der Weimarer Zeit bis 1930 die SPD die stärkste Partei in Elben/Elberberg. Sie blieb auch – abgesehen von den zwölf Jahren der Hitler-Diktatur – bis heute die führende politische Kraft in Elbenberg.

Ein weiterer Schwerpunkt der Festschrift ist die Kirchen- und Schulgeschichte, in der u. a. die kirchliche Organisation, das 1625 für Studierende aus Elben und Elberberg gestiftete Cronaugsche Benefizium, das Wirken der Ortspfarren, Kirchen- und Schulbauten und die jüdische Bevölkerung berücksichtigt werden.

Weitere Kapitel behandeln Elbenberg in seiner baulichen Gestalt – der Leser erhält hier viele Details über das Dorf und seine Häuser, so gab es 1779 in Elben/Elberberg 97 Häuser mit 539 Bewohnern, und das Schloß und den Gutshof Elberberg –, die Bereiche Verkehr, Wirtschaft und Gewerbe – erwähnenswert ist das nicht zur Ausführung gelangte Eisenbahnprojekt von 1896, das die Bahnlinie Grifte-Gudensberg über Kirchberg durch das Tal der Ems nach Merxhausen und von da nach Naumburg und Wolfhagen erweitern sollte –, die Gemarkung Elbenbergs als Natur- und Kulturlandschaft, als Kuriosum sind die dortigen Flurnamen Klein-Amerika und Sibirien anzusehen, wobei der letztere Begriff nichts mit Sibirien zu tun hat, sondern auf die Bezeichnung „In Sieberin“ zurückgeht, Sitte und Brauchtum – einige Erzählungen werden hier in der heimischen Mundart wiedergegeben –, Elbenberg im Spiegel der Presse und die Selbstdarstellung der dortigen Vereine.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die angezeigte Festschrift Einblick in die wesentlichen Bereiche der Geschichte Elbenbergs gibt, die bisher zusammenhängend noch nicht behandelt worden ist. Positiv ist hervorzuheben, daß neben der gedruckten Literatur unveröffentlichte Quellen zur Dorfgeschichte, vor allem aus dem Staatsarchiv Marburg, herangezogen worden sind, wodurch die Darstellung an Aussagekraft und Farbigkeit gewinnt. Es bleibt zu hoffen, daß andere hessische Gemeinden bald dem Beispiel Elbenbergs folgen und eine ähnlich gutgelungene Ortsgeschichte vorlegen.

Stefan Hartmann

Prior, Kurt, und Peter Wieden (Hrsg.): *Niedenstein. Geschichte und Geschichten aus dem Herzen des Chattenlandes. Gudensberg-Gleichen*: Wartberg Verlag 1987, 128 S.

Dem neu erwachten Interesse vieler Bürger an der Geschichte ihrer engeren Heimat wird heute an zahlreichen Stellen Rechnung getragen, und das in einem Ausmaß, wie wir es noch vor wenigen Jahrzehnten gar nicht zu hoffen gewagt hätten. Aus eben diesem Bedürfnis, etwas Näheres über die Vergangenheit der eigenen Heimat zu erfahren, entstand der Sammelband der beiden Herausgeber. Sie betonen in ihrem Vorwort, daß ihnen daran lag, gerade den Neubürgern von Niedenstein, die immer wieder in besonderer Weise nach der Geschichte der Stadt und ihrer Ortsteile Ermetheis, Kirchberg, Metze und Wichdorf fragten, eine zuverlässige Darstellung an die Hand zu geben, die möglichst alle Orte der durch die Gebietsreform vergrößerten Stadt enthalten sollte. Dies Ziel konnte von ihnen mangels vorhandener Darstellungen aber nur zum Teil erreicht werden, denn über Ermetheis fand sich keine Abhandlung, von den anderen Dörfern (Kirchberg, Metze und Wichdorf) nur kleinere, zum Teil aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts stammende Beiträge. Auch sie sind schon fast zu Dokumenten geworden, spiegeln sie doch, wie nicht anders zu erwarten, den Geist ihrer Entstehungszeit wider.

Trotz dieser einschränkenden Bemerkungen kann man das Büchlein als einen durchaus gelungenen Wurf ansehen, und das vor allem dank der stilistisch wie inhaltlich hervorragenden Überblicke über die Niedensteiner Geschichte, die der Altmeister der hessischen Geschichtsschreibung, Dr. Karl E. Demandt, bereits 1954 verfaßte, als die Stadt, in der er seine glücklichsten Kindheitsjahre verbrachte, sich zu ihrer 700-Jahrfeier rüstete.

Natürlich kann ein Sammelband nie eine durchgehend gleiche Qualität besitzen. Dazu sind die insgesamt 16 Beiträge von zehn Verfassern sowohl von ihrem Inhalt wie von ihrem Umfang her viel zu unterschiedlich angelegt. Neben Karl E. Demandt, der allein mit vier Aufsätzen vertreten ist, darunter dem bereits in ZHG 88 erschienenen über „Das ‚Kaiserchen von Niedenstein‘ im Gemeindeleben seiner Zeit“, finden sich kleinere Arbeiten von so bekannten Heimatforschern wie Rudolf Haarberg oder Eduard Brauns, aber auch solche von jüngeren Autoren, die sich mit der geschichtlichen Überlieferung ihrer Ortsgemeinde auseinandersetzen.

Dem besseren Überblick über das vorhandene Material dient der Versuch der Herausgeber, die so unterschiedlichen Aufsätze unter drei eingängigen Überschriften sinnvoll zusammenzufassen. Am überzeugendsten gelang das bei dem dritten Abschnitt des hübsch ausgestatteten Heimatbuches: „Sagen und Geschichten“. Die zahlreich in den Text eingestreuten Illustrationen, meist Federzeichnungen von Helmut Friedrich, ergänzen den Inhalt in erfreulicher Weise. Ein kleiner Hinweis noch am Schluß: 1610 konnte den Streit zwischen Niedenstein und Wichdorf um das Siechenhaus der Stadt nur die landgräfliche Kanzlei schlichten, nicht die kurfürstliche, wie es irrtümlich im Text heißt. Erst 1803 erhielt der Landgraf die heißersehnte Kurwürde, eher nicht.

Alles in allem haben sich die Herausgeber mit diesem Heimatbuch um die geschichtliche Überlieferung ihrer Region sehr verdient gemacht. So, wie er ist, wird der Band nicht nur Einheimischen gefallen, sondern auch interessierten Besuchern viel Wissenswertes über die Stadt und ihr dörfliches Umfeld vermitteln können.

Waldemar Zillinger

Dott, Friedrich: Gudensberg. Geschichte und Geschichten aus einer nordhessischen Kleinstadt. Hrsg. von der Geschichtsgruppe des Vereins der Gudensberger Heimatfreunde e. V. Zusammengestellt von Reinhard Dott, Gerhard Theis und Peter Wieden und illustriert von Gerhard Dotzenroth. Wartberg Verlag Peter Wieden 1977, 2. Aufl., 112 S., 30 Abb., meist Zeichnungen. Ln. m. Schutzumschlag.

43 Aufsätze zur Geschichte der Stadt Gudensberg sind in dem ansprechenden Bändchen vereinigt, vorangestellt ist eine kurze Biographie Friedrich Dotts, die wir dem Sohn Reinhard verdanken. Beigegeben sind eine Anzahl von Registern für Orte, Straßen, Häuser, Plätze und Personen. Von besonderem Wert sind die hübschen, sauberen Zeichnungen, die Gerhard Dotzenroth beigesteuert hat.

Die hier zusammengefaßten wichtigsten Aufsätze Friedrich Dotts zur Geschichte von Gudensberg geben in ihrer Gesamtheit ein höchst lebendiges Bild einer nordhessischen Kleinstadt ab, deren Bedeutung für die hessische Geschichte weit zurückliegt. Wer heute auf der Autobahn an Obernburg und Wenigenburg vorbeifährt, wird immer wieder, sofern er sich der hessischen Geschichte verbunden fühlt, an den tapferen Amtmann Eckbrecht von Grifte erinnert, der die Obernburg 1387 gegen ein starkes mainzisches Heer erfolgreich hat halten können.

Die einzelnen Aufsätze geben Zeugnis ab von der Fülle des Wissens, die ein verdienter Heimatforscher hier als Frucht seiner Arbeit quasi posthum vorlegen läßt. Historisches und Anekdotisches ist hier vorzüglich miteinander vereinigt. Es ist verdienstvoll, wenn hier die überall verstreuten Aufsätze in einem Bande vereinigt wurden. Man kann sicher sein, daß das Büchlein in und um Gudensberg in jedem geschichtsbewußten Hause seinen Platz finden wird.

Kritisch darf hier angemerkt werden, daß die rein historischen Beiträge Quellennachweise und kleine Kommentare verdient hätten. Nicht wenige Leser werden durch solche Hinweise zu eigenen Forschungen angeregt – und historische Fakten müssen allemal belegt werden.

Endlich hätte man sich eine bescheidene Bibliographie zur Geschichte von Gudensberg gewünscht. Sie hätte nach Demandt ohne Mühe zusammengestellt werden können.

Diese kritischen Einwände schmälern nicht den bereits hervorgehobenen Wert des Bandes, für dessen Herausgabe der Gruppe des Vereins der Gudensberger Heimatfreunde herzlich zu danken ist.

Kurt Günther

Pfeiffer, Ludwig: Die Geschichte des Schlosses Spangenberg. Spangenberg 1987, 120 S.

Ludwig Pfeiffer hat mit seinem Band zur 750jährigen Geschichte des Schlosses Spangenberg eine gut illustrierte Monografie vorgelegt, die über das engere Thema hinaus für den interessierten Leser eine Fülle Bezüge zur hessischen Geschichte bietet. Beginnend mit der Vorgeschichte von Burg und Stadt Spangenberg, neueren Forschungen über die beteiligten thüringischen Adelsgeschlechter und Landgrafen der ersten vier Jahrhunderte bis hin zur Nutzung als preußische Forstschule (1907–1939) entwickelt der Verfasser die komplexe Geschichte.

Im Dreißigjährigen Krieg bewährte sich die Burg als uneinnehmbare Festung, die kriegerischen Auseinandersetzungen des Siebenjährigen Krieges und selbst das Lagerleben kriegsgefangener französischer und britischer („englischer“) Offiziere von 1939–1945 schlagen sich recht menschlich nieder. Die sinnlose Bombardierung am 1. 4. 1945, drei Tage nach der Räumung des Schlosses, die Ruinen und besonders der aufwendige Wiederaufbau (1951–1982) werden auch durch die Dokumentarphotos der letzten vierzig Jahre veranschaulicht.

Das Kapitel „Zur Baugeschichte von Schloß Spangenberg“, das Gerd Fenner in bewährter Qualität verfaßte, zeigt die engere Baugeschichte. Mit viel Detailkenntnis werden vorrangig die Kasematten und Bastionen, die teilweise 4fachen Mauerringe seit dem 15. Jahrhundert erfaßt, die die Uneinnehmbarkeit bewirkten. Vogelschauzeichnungen und vorwiegend farbige Grundrisse oder Aufnahmen veranschaulichen die Besonderheiten der Festung über dem wichtigsten Handelsstraßen-Knotenpunkt südlich von Kassel.

Ein preiswertes und auch über die engere Region hinaus zu empfehlendes schönes Bändchen!

Siegfried Lotze

Friedrich, Arnd: Kloster Haina. Aufnahmen von Jutta Brüdern. Königstein im Taunus: Karl Robert Langewiesche Nachfolger Hans Köster KG 1987. Die Blauen Bücher. 80 S., mit zahlreichen Abbildungen, Photos, Reproduktionen.

Im Jubiläumsjahr des Klosters Haina legt Arnd Friedrich die hier angezeigte Veröffentlichung vor. Das Geburtsjahr für das Kloster ist uns durch die Kamper Chronik überliefert. Das Zisterzienserkloster verdankt seine Entstehung dem Grafen Poppo von Reichenbach-Ziegenhain und seiner Familie. Obwohl der Versuch mit dem Kloster Aulisburg (um 1140) auf dem Ebelsberg bei Löhlbach mit Kamper Mönchen scheiterte, waren die Bemühungen des Gründerenkels, des Grafen Heinrich von Reichenbach, mit Altenberger Mönchen erfolgreich. Die Neugründung von 1188 konnte sich in Aulisburg nicht behaupten. Der Gründer und sein erster Abt vereinbarten den Ankauf des Dorfes Haina, wo nach Aussiedlung der Bewohner nun in rascher Folge die Klostergebäude errichtet wurden. Die Bestiftung des Klosters war reichlich. Davon zeugen die Hainaer Höfe in zahlreichen hessischen Städten von Frankenberg über Alsfeld bis Frankfurt.

Der vorliegende Jubiläumsband vereinigt auf engem Raum und dennoch übersichtlich die Geschichte des Klosters mit einer verschwenderischen Fülle von Aufnahmen, die kaum ein Detail auslassen. Sichtbar wird beim Studium des Textes, und das darf hier wohl besonders hervorgehoben werden, daß Eckhard G. Franz mit seinen 1962f. erschienenen Regesten und Urkunden des Klosters Haina wie auch Walter Heinemeyer mit seinen Arbeiten den Boden für die weiteren Arbeiten – und nicht zuletzt für diesen Band – gründlich vorbereitet haben.

Arnd Friedrich gliedert sein Werk in folgende Abschnitte: Der Zisterzienserorden (S. 3), Die Anfänge auf der Aulisburg (S. 5), Die Verlegung des Klosters nach Haina (S. 6), Der Baubeginn der Klosteranlagen in Haina (S. 8), Der Einzug der Frühgotik (S. 14), Von der Pfeilerbasilika zur Hallenkirche (S. 18), Die Innenausstattung der Klosterkirche (S. 36), Die Bauplastik der Klosterkirche (S. 40), Die Glaskunst in der Klosterkirche (S. 49), Die Restaurierung der Klosterkirche (S. 56), Die Klausurbauten (S. 60), Die Umbauten am Kreuzgang (S. 70), Vom Zisterzienserkloster zum Hohen Hospital (S. 71), Der „Philippstein“ (S. 74), Das Hospital zwischen Kontinuität und Wandel (S. 76). Angehängt sind (S. 81f.) das Literaturverzeichnis, Angaben über unveröffentlichte Quellen (aus dem Staatsarchiv Marburg und aus dem Hospitalarchiv Haina) und der Photonachweis.

Die Klosterkirche weist noch eindrucksvolle Elemente der Romanik auf. Um 1230 etwa setzt der gotische Bauabschnitt ein. Ohne Frage haben französische und westfälische Vorbilder Pate gestanden. Insgesamt ist die Kirche nicht nur ein vorzügliches Beispiel zisterziensischer Baukunst, sondern einer der frühesten gotischen Bauten überhaupt. Sie steht würdig neben der Elisabethkirche in Marburg.

Die Anlage wurde von der Mitte des 19. Jahrhunderts an bis zur Gegenwart restauriert, wobei man vorhandene Teile mit großer Sorgfalt erhalten und in die neuen Ergänzungen stilgerecht eingefügt hat.

Philipp der Großmütige richtete nach der Säkularisierung 1527 in Haina ein Hohes Hospital ein, das für 100 Hospitaliten vorgesehen war. Das Haus, das nach einer Hospitalordnung von 1535 lebte, hat immerhin mehr als 300 Jahre bestanden, ehe es von einem preußischen Landeshospital abgelöst wurde, dem dann das psychiatrische Krankenhaus gefolgt ist.

Man kann sich nur darüber freuen, daß ein so vorzügliches Buch im Jubiläumsjahr dem Kloster geschenkt worden ist. Arnd Friedrich hat mit diesem Werk, das sowohl historisch wie kunsthistorisch in jeder Hinsicht befriedigen kann, auf engem Raum unter Ausnutzung aller Möglichkeiten mit großem persönlichen Einsatz, der überall die Liebe zur Sache spüren läßt, die bisherigen Forschungsergebnisse und das Bildwerk sprechen lassen. Wer das Buch zur Hand nimmt, legt es so schnell nicht wieder weg. Text und Bild verschmelzen zur Harmonie, und bei den Abschnitten „Die Innenausstattung der Klosterkirche“ wie bei der „Glaskunst“ (S. 36, 49) lohnt sich ein längeres Verweilen, um die so liebevoll ausgebreiteten Details aufzunehmen. Leider fehlt der wissenschaftliche Apparat, der andererseits die Lesbarkeit beeinträchtigt hätte.

Dem Altenberger Dombauverein e. V., Bergisch Gladbach, und seinen Helfern ist ein besonderer Dank abzustatten, nicht zuletzt deshalb, weil für den Druck ein ausgesuchtes Papier verwendet worden ist, das bei den Abbildungen keinen Wunsch offen läßt.

Wir können nur wünschen, daß die zahlreichen Besucher des Klosters, die zu den Festveranstaltungen im Jubiläumsjahr nach Haina kommen, sich diese einmalige Gabe nicht entgehen lassen.

Kurt Günther

Krause, Heinz (Bearb.): Geschichte im Dorf. Zeitbilder nach Chroniken der Schule Wiera 1719-1919. Schwalmstadt-Treysa: Edition Hexenturm Hartwig Bambej (Schwalm-Typoskripte, Band 3) 1987, kasch., 126 S., 6 Abb.

Verf. hat für einen Zeitraum von 200 Jahren nach den aussagekräftigen Chroniken der Schule in Wiera, die von den verschiedenen Lehrer-Generationen geführt wurden, diese „Geschichte im Dorf“ vorgelegt. Die Chronisten haben sorgsam alle dörflichen Begebenheiten aufgeführt, und dem Leser werden hier in Auswahl recht eindrucksvoll und lebendig Szenen aus dem Alltag vor Augen geführt. Hier und da sind Ergänzungen vom Verf. eingefügt, und das Menschenschicksal in Geburt, Heirat und Tod nimmt einen breiten Raum ein. Die Chronisten berichten über die Bedrückungen im Siebenjährigen Kriege, über die von Ziegenhain nach Amerika ausmarschierten hessischen Soldaten und deren Rückkehr in den Jahren 1783 und 1784, über ihnen wichtig erscheinende Ereignisse aus den Nachbardörfern, über den Regierungsantritt der Landesherrn und deren Tod, über Criminalia aller Art, über Unwetter und strenge Winter, über Amerikaauswanderer und deren Erfahrungsberichte. Stolz schildert der Chronist, wie Wiera mit der modernen Technik in Berührung kam: „Am 14. November (1909), Sonntagnachmittag, fuhr das Parseval-Luftschiff über unser Dorf“, und ferner schreibt er: „Am 16. Juli, etwa 5 Minuten nach 9 Uhr vormittags, kam das Zeppelin-Luftschiff ‚Victoria Luise‘ auf seiner Reise von Hamburg nach Frankfurt über Wiera. Kollege Korell (Neukirchen) fuhr am Sonntag den 5. 5. mit diesem Luftschiff von Marburg nach Frankfurt“ (S. 116, 117). Verf. läßt die Zeit nach 1933 ganz außer Betracht und schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Hier beginnt jene Phase der deutschen Geschichte, in der die Kinder in den Fibeln saubere Uniformen tragen und sich vorstellen: ‚Heil Hitler! Da sind wir . . .!‘ Und das war der Anfang einer Entwicklung für die Zeit ALS DIE SCHULE AUS DEM DORF GING.“

Ein höchst instruktives Heimatkundebuch für Wiera und die umliegenden Schwalmdörfer. Leider läßt der photomechanische Druck zu wünschen übrig, ebenso die Qualität der wenigen Abbildungen. Verf. hat hier indessen beispielhaft aufgewiesen, daß in Schulchroniken verborgene Schätze liegen, die einer Publikation würdig sind. Hierbei sollte man mit der Geschichte einer Schule nicht (aus Vorsichtsgründen?) im Jahre 1919 Schluß machen, sondern bis zur Gegenwart fortschreiten. Eine sachliche Darstellung ist ohne Zweifel möglich und erwünscht.

Kurt Günther

Grebe, Hermann: Die Homberger Rentmeister Hesperg und ihre Nachkommen. Zur Geschichte des hessischen Adelsgeschlechtes von Hesberg. - Homberger Hefte 29/87, hrsg. vom Zweigverein Homberg an der Efze des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Homberg 1987, 129 S., 27 sw-Abb.

Grebe umreißt die fast 500jährige Geschichte des hessischen Geschlechts von Hesberg. Dazu hat er in einem umfangreichen Quellenstudium unzählige Fakten zusammengetragen. Besonders lesenswert wird die Arbeit aber dadurch, daß der Autor zu den familiengeschichtlichen Hinweisen auch die Wirkensgeschichte der Familienmitglieder setzt und ihre Besitzverhältnisse untersucht und darstellt. Durch diese sehr sinnvollen Ausweitungen wird mit der Arbeit ein anschaulicher Einblick in die hessische und seit dem 18. Jahrhundert partiell auch in die preußische Geschichte vermittelt.

Es gelang Grebe, die Stammheimat der hessischen Hesberg in Salzungen an der Werra aufzuspüren. Hier nahm mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Zweig seinen Anfang, auch wenn zur Zeit der fränkische Zweig der von Hesbergs durch Hanns von und zu Hesberg, Würzburg, den Ursprung seiner Familie in die Umgebung von Fulda legt. Vieles spricht eben auch für die Herkunft dieses Zweiges aus dem Thüringer Raum.

Für Hessen lassen sich 1457 durch einen Sühnebrief (das Original befindet sich im Staatsarchiv Marburg) ein „Hermann“, „Hentze“ und „Hans Hessepurgen“ nachweisen. Für die Homberger Familie werden dieser Hans, sein Sohn Wolfgang und der Enkel bedeutsam. Vater Hans wurde ein bedeutender Kaufmann in der Stadt, Sohn und Enkel fanden als Rentmeister bzw. Amtmann im hessischen Staatsdienst in Homberg ihr Brot. In besonders exponierter Stellung lebte Heinrich von Hesberg. Er war ebenfalls hessischer Staatsdiener und brachte es zu einem ansehnlichen Besitz; ihm gehörten neben dem noch heute erhaltenen Stadthaus „Krone“ die Güter Lembach, Bubenrode und Willingshain, weiter auch die Burgsitze Obermöllrich, Fritzlar, Wehren und Gudensberg sowie mehrere Hufengüter und Zehntanteile in

der Umgebung. Höhepunkt seiner Lebensbahn war aber wohl die durch Kaiser Rudolf II. ausgesprochene Erhebung in den erblichen Adelsstand im Jahre 1602.

Seit dem 18. Jahrhundert dienten die Hesberg-Söhne neben den Landgrafen zu Hessen auch den preußischen Königen, vorrangig im militärischen Bereich und immer in höheren Dienststellungen. Georg von Hesberg (1777–1852) stieg gar bis zum Hessischen Kriegsminister auf.

Ein Georg von Hesberg (1819–1873) schied dann aber aus dem Stand der Gutsherren aus. Die Nachfahren seines Bruders Louis haben inzwischen ebenfalls die Landwirtschaft aufgegeben, so daß von dem einstmals großen Besitz nichts übriggeblieben ist, zudem wird dieser Zweig der Familie wohl aussterben. Dagegen tragen die Nachfahren Georgs, inzwischen in bürgerlichen Berufen tätig, den Namen weiter.

Grebe hat eine inhaltlich und formal beispielhafte Arbeit vorgelegt, die dem an niederhessischer Geschichte Interessierten zahlreiche Fakten, auch über die Familiengeschichte Hesberg hinaus, bietet. Alle Aussagen sind quellenmäßig zuverlässig belegt, so daß eine aufbauende Weiterarbeit gut möglich ist. Diese wird noch durch ein von Edith Aßmus und Silke Urban erarbeitetes Namen- und Ortsregister erheblich erleichtert. Band 29 setzt die seit längerem schon zur Selbstverständlichkeit gewordene gute Tradition der Homberger Hefte in überzeugender Weise fort und wird der Intention des Verfassers, „die nicht unbedeutenden Verdienste des Hauses Hesberg um Hessen und dessen Geschichte“ vor der Vergessenheit zu bewahren, voll gerecht.

Friedrich-Karl Baas

Bebra - Bauerndorf und Eisenbahnknotenpunkt. Erinnerungen an vergangene Zeiten, herausgegeben von der Stadt Bebra. Horb/Neckar: Geiger-Verlag 1986, 96 S., 117 sw. Abb., geb.

Mit diesem aufwendig gestalteten Band hat sich auch die Stadt Bebra unter die Herausgeber von Bildbänden nach alten Photographien und Postkarten eingereiht, die in letzter Zeit in sehr unterschiedlicher Qualität erschienen sind. Der Band zeichnet sich durch ein für die Reproduktion von Photos günstiges Format (19,7 x 21 cm) und durch ein durchdachtes Layout aus. Bild und Textinformation geben jeder Seite ein visuell ansprechendes Gesicht.

Leider läßt sich erst ab Seite 33 ein Gliederungssystem erkennen. Zur besseren Überschaubarkeit für den Leser wäre die Aufnahme von „Kapitelüberschriften“ hilfreich gewesen. Sie hätten sich sicher leicht finden lassen, z. B. „Die sakralen Gebäude der Stadt“, „Zur Entwicklungsgeschichte des Bahnhofs“, „Katastrophen“, „Arbeiten in der Landwirtschaft“, „Die Schulen“, „Das Handwerk“, „Feste und Feiern“ oder „Das Vereinswesen“. Der 1979 vom Magistrat der Stadt Hofgeismar herausgegebene und von Helmut Burmeister und Klaus-Peter Lange erarbeitete Band „Alt-Hofgeismar. Bilder aus einer vergangenen Zeit 1870–1925“ kann in dieser Hinsicht als beispielhaft gelten.

Der sachkundige Verfasser der Bebraer Bild-Texte, Rudi Eichhorn, teilt zu den Abbildungen umfangreiches Informationsmaterial mit. Bei vielen Bildern wären sicher zugunsten einer besseren Lesbarkeit Kürzungen angebracht gewesen. In einem Bildband sollten immer die Aufnahmen Vorrang haben. Diese besitzen im vorliegenden Band fast durchgängig gute Qualität. Abfallende Beispiele ergeben sich aus der Natur der Sache, weil nicht das gesamte Bildmaterial durch professionelle Arbeit entstanden ist. Wünschenswert wäre eine Datierung ihrer Entstehungszeit gewesen; ohne diese Hinweise sind Vergleiche zur Stadtentwicklung sehr erschwert.

Trotz der angesprochenen kleinen Mängel ist der Band der Aufmerksamkeit der heimatkundlich interessierten Leser zu empfehlen.

Friedrich-Karl Baas

Rund um den Alheimer. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde des ehemaligen Kreises Rotenburg. Hrsg. vom Zweigverein Rotenburg des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Bd. 9 (1987), 59 S.

Im Altkreis Rotenburg haben sich die Freunde der heimischen Geschichte daran gewöhnt, daß seit 1979 Jahr um Jahr ein schmales Bändchen „Rund um den Alheimer“ rechtzeitig zum Weihnachtsfest auf dem Büchertisch liegt. Jetzt ist es schon das neunte Heft, das der Initiator der Reihe und Vorsitzende des Rotenburger Zweigvereins, Dr. Friedrich Herzog, wie immer pünktlich vorgelegt hat. Es umfaßt fünf Beiträge, von denen der wichtigste sicher die Veröffentlichung der „Spezialbeschreibung der Dorfschaft Iba 1779“ ist, die Dr. Herzog selbst bearbeitete.

Der Herausgeber begnügt sich nicht damit, ihren bloßen Text abzudrucken, vielmehr führt er in die Bedeutung dieser Katastervorbeschreibung aus Band 2 des „Lager, Stück- und Steuerbuches 2“ von Iba ein, da der Leser unserer Tage sonst mit dem umfangreichen Paragraphenwerk nicht eben viel anfangen könnte.

So erfährt er, daß Iba ein typisches Bergarbeiterdorf gewesen ist, zu dessen Feldmark die bekannte Friedrichshütte gehörte, die Friedrich I., Landgraf von Hessen und König von Schweden, 1732 unweit vom Dorf anlegen ließ, um das Kupfer führende Schiefergestein dicht an seiner Förderstelle verhütten zu können. In § 9 (S. 12) der Katastervorbeschreibung, „Mineralia“ überschrieben, findet man nicht nur eine genaue Auflistung der 1779 vorhanden gewesenen Gebäude, sondern auch Angaben über Produktionsleistung und Reingewinn des Unternehmens, die Organisation des Schieferbergbaues und die Zahl der hierbei beschäftigten Berg- und Hüttenleute. So gesehen handelt es sich um eine wichtige Quelle aus vorindustrieller Zeit, die im neuen „Alheimer“ veröffentlicht wurde. Ähnlich interessant sind die übrigen Abschnitte der Dorfbeschreibung. Sie gewähren uns einen tiefen Einblick in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse einer Siedlung, die zum angegebenen Zeitpunkt immerhin 514 Einwohner zählte, darunter 50 Juden (Männer, Frauen und Kinder).

Über alles und jedes wird man hier informiert: über die Größe der einzelnen Grundstücke, ihren Wert, über die zu entrichtenden Zinsen und Zehnten, über die Rechte der Dorfbewohner wie über ihre Pflichten, z. B. ihre fälligen Dienstleistungen. Die Kirchen- und Schulverhältnisse sind so wenig vergessen wie die Besoldung von Pfarrern und Schulmeistern oder die Brauereigerechtigkeit.

Natürlich ist ein so alter Text mit manchem heute ungebräuchlichen Wort durchsetzt. Deshalb hat sich der Herausgeber der Mühe unterzogen, zum besseren Verständnis der Vorbeschreibung nicht nur die befremdlich klingenden Ausdrücke zu erklären, sondern auch die vorkommenden ausgedienten Maß- und Münzeinheiten. Darüber hinaus dürfte die alphabetisch geordnete Liste aller steuerpflichtigen Ibaer vom Jahre 1779 den Familienforschern eine willkommene Zugabe sein.

Zwei weitere Aufsätze für das vorliegende Heft steuerte Rudi Eichhorn bei. Der wichtigere von beiden untersucht den „Vermögenserwerb des Stiftes zu Rotenburg im 15. und 16. Jahrhundert“, eine Arbeit, die des Verfassers Untersuchung zum gleichen Thema aus Heft 5 des „Alheimer“ fortsetzt. In dem neuen Beitrag geht es um die Einnahmen der Stiftsherren in Geld oder Naturalien, die sie vor allem dazu benutzten, ihre seelsorgerischen Aufgaben in Rotenburg und in den benachbarten Dörfern zu erfüllen.

Seinen zweiten Artikel hat Rudi Eichhorn den Schülern der Höheren Bürgerschule zu Rotenburg gewidmet (Schülerlisten als genealogische Quelle). Neben der Liste aller Schüler, die in den Jahren 1866–1871 in die Schule eintraten, findet man noch die Herkunftsorte und den Beruf des Vaters verzeichnet. Es kann nicht verwundern, daß die allermeisten Schüler aus Rotenburg selbst stammen und nur recht wenige aus anderen Heimatorten.

Interessant ist, daß die höhere Bürgerschule noch lange kein Gymnasium war – das entstand erst 1924 in Rotenburg, sondern eine 1849 gegründete städtische Privatschule, die für diejenigen Jungen, die später ein Gymnasium besuchen wollten – Mädchen waren zu der Zeit noch von der höheren Schulbildung ausgeschlossen – auch Latein und Französisch als Fremdsprachen anbot. Sie galt damit ganz offiziell als „Vorbereitungsschule für das Gymnasium“, meist wohl das nahegelegene von Hersfeld, wie in einer Rotenburger Rechnung für das Jahr 1869 zu lesen ist (vgl. auch Karl Geisel, Zur Geschichte der höhern Bürgerschule a. d. Fulda. – In: ZHG 88, 1980/81, S. 207 f.).

Oskar Pröbster steuert Jugenderinnerungen an seine Heimatstadt Berka bei, die jetzt unmittelbar jenseits der Grenze zur DDR gegenüber von Obersuhl (Altkreis Rotenburg) liegt. Ursprünglich Hersfelder Besitz, findet sich der Ort heute in der Sperrzone, die die DDR zur Erschwerung von Fluchtversuchen ihrer Bürger an ihrer Grenze zur Bundesrepublik Deutschland eingerichtet hat. Pröbsters Erinnerungen („So war mein Berka“) führen in die Zeit vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zurück und entfalten ein so lebendiges Bild dieser Kleinstadt, daß jeder ältere Leser, der selber in ähnlichen Verhältnissen während der Zwischenkriegszeit aufgewachsen ist, sich in seine eigene Jugend zurückversetzt fühlen kann: Begebenheiten wie Schlachtfest, Kuchenbacken und anderes verdeutlichen die Lebensumstände der Jahrzehnte zwischen 1920 und den frühen dreißiger Jahren, wie es anschaulicher nicht hätte dargestellt werden können.

„Der Teufel und die Eisenbahn“ ist ein Kurzbeitrag von Else Klingelhöffer überschrieben, der auf eine Begebenheit aus den Anfängen der Eisenbahn Kassel–Rotenburg–Bebra zurückgeht und zeigt, in welcher panischen Furcht das neue Verkehrsmittel manche Menschen versetzen konnte.

Waldemar Zillinger

Sippel, Heinrich: Ein Streifzug durch die Schlitzer Geschichte. Anmerkungen zur Vergangenheit der Kernstadt Schlitz und der Schlitzerländer Dörfer. Hrsg. v. Magistrat der Stadt Schlitz 1987, 270 S.

Mit seinen beiden Serien „Schlitz im Spiegel der Geschichte“ und „Studien zur Schlitzer Geschichte“, von denen bisher insgesamt 30 Hefte erschienen sind, empfahl sich Heinrich Sippel schon längst für eine größere Darstellung der Geschichte seiner Heimat. Im Auftrag des Magistrats der Stadt Schlitz begann er deshalb im Herbst 1985, sich mit der Ausarbeitung des nun vorgelegten umfangreichen Buches zu beschäftigen.

Drei Gründe, so führt der Verfasser in seinem Vorwort aus, hätten ihn veranlaßt, seine Arbeit über die Historie der Burgenstadt nur einen „Streifzug“ durch die Schlitzer Geschichte zu nennen: Erstens gebe es noch erhebliche Lücken bei der Erforschung der Schlitzer Geschichte, zweitens werde eine ins Detail gehende wissenschaftliche Darstellung kaum mehr bezahlbar, und drittens sei es seine und des Magistrats Auffassung gewesen, es sollte ein echtes „Heimatbuch“ entstehen mit vielen Bildern, das auch das „liebenswürdige Geranke von Sagen, Histörchen, Brauchtum, Sitte und Tracht“ nicht ausspare. Und für diese Art der Darstellung schien dem Verfasser die Bezeichnung „Streifzug“ am ehesten geeignet zu sein.

Entsprechend locker gibt sich der Text. Er führt den Leser von der Vorgeschichte Buchoniens über seine spätere geschichtliche Entwicklung bis in unsere Tage, und das auf eine recht unterhaltsame Weise. Wie angekündigt werden dabei auch die übrigen Lebensbereiche des Schlitzer Völkchens wie Sitte und Brauchtum oder die Schlitzer Tracht nicht vergessen. Immer wieder kommen Zeitgenossen in den jeweiligen Abschnitten der Darstellung zu Wort, zuletzt der Verfasser selbst, der Kindheitserinnerungen an das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Besetzung der Stadt durch die amerikanischen Truppen beisteuert. Bei wichtigen Anlässen werden Dokumente zitiert, mittelalterliche sogar in ihrer ursprünglichen Sprache, dem Lateinischen. Da aber häufig eine genaue deutsche Übersetzung des wiedergegebenen Textes fehlt, hat zwar der Lateinkenner seine Freude an der alten Gelehrtensprache, der sprachunkundige Geschichtsfreund aber muß sich mit einem Hinweis auf die Bedeutung der ihm unverständlichen Worte begnügen (so z. B. S. 78/79). An anderer Stelle dagegen – wie bei der Erläuterung der sogenannten Charta Hattonis von 852 (S. 60) – druckt Sippel eine wortgetreue Übersetzung der mitgeteilten Urkunde ab, freilich unter dem Vorbehalt, daß sie echt sei und keine Fälschung. Er begründet sein unterschiedliches Verfahren mit der Bemerkung, in den letzten 80 Jahren seien gelegentlich aus lateinischen Texten fuldischer Urkunden falsche Schlüsse gezogen wurden, und dem wolle er auf diese Weise begegnen.

Bewußt setzt Sippel unterschiedliche Drucktypen zu Gestaltungszwecken ein. Was ihm wichtig erscheint, wird durch Fettdruck hervorgehoben und so dem Leser sichtbar gemacht. Namen schreibt er grundsätzlich nur mit Großbuchstaben, obgleich das sicher nicht nach jedermanns Geschmack ist, doch haben sich die Freunde seiner Schriften schon längst an diese Eigenheit aller seiner Veröffentlichungen gewöhnt.

Eiligen Lesern kommt das Inhaltsverzeichnis des Buches sehr entgegen, denn seine 18 Kapitel sind nicht nur mit einprägsamen Überschriften versehen, sondern auch noch in mehrere weitere Unterabschnitte gegliedert. So kann sich jeder Benutzer rasch zurechtfinden, zumal der am Ende des Bandes beigegebene Index der Personen- und Ortsnamen jeweils die Seite angibt, auf der man den gesuchten Namen oder Ort finden kann.

Ihrem Vorsatz getreu statteten Autor und Verlag das Werk mit zahlreichen Photos, zum Teil sogar in Farbe, aus, die den Textteil des Buches ganz ausgezeichnet unterstützen. Gelegentlich werden zusätzlich dazu Kartenausschnitte oder der Grundriß einer Kirche abgebildet, oder es wird eine künstlerische Darstellung herangezogen, wenn sie sich zur Illustration des Gewünschten gerade anbietet.

Abschließend kann gesagt werden, daß es Heinrich Sippel gelungen ist, wie er es sich vorgenommen hat, ein echtes Heimatbuch zu schaffen, das sicher viele Schlitzer ansprechen wird.

Waldemar Zillinger

Döppert, Michael: Die Entwicklung der ländlichen Kulturlandschaft in der ehemaligen Grafschaft Schlitz unter besonderer Berücksichtigung der Landnutzungsformen (Mainzer Geographische Studien, Heft 29). Mainz 1987, 204 S., 25,- DM.

Das vorliegende Werk stellt eine bemerkenswerte regionale Studie dar. Ausgehend von der Wüstungsbewegung des Spätmittelalters stellt M. Döppert anhand von zeitgenössischen Archivalien die Geschichte der Landschaftsgestaltung im Raum Schlitz dar. Entwicklungen in

Land- und Forstwirtschaft sowie ihre Abhängigkeit von sozialen und demographischen Faktoren werden analysiert und ihre Auswirkungen auf das historische und rezente Landschaftsbild dargestellt. Dabei geht es darum, zu erklären, wie eine Landschaft ihre heutige Form bekommen hat.

Ausgehend von den so gewonnenen Erkenntnissen formuliert der Autor eine ganze Reihe von Forderungen, die sich einer historisch bewußten Landschaftsplanung stellen, einer Landschaftsplanung also, die sich von der meist (noch?) üblichen, ökonomisch-technokratischen Vorgehensweise unterscheidet. Gerade dies verleiht der Studie, die sich nur auf einen sehr kleinen Raum bezieht, eine überregionale Bedeutung.

Anzuzweifeln sind aber, auch wenn dies nicht den Schwerpunkt der Arbeit trifft, Döpperts Aussagen zur Vor- und Frühgeschichte des Raumes. Die Tatsache, daß nur Hügelgräber als vorgeschichtliche Relikte bekannt sind, bedeutet nicht, daß es andere nicht gibt, eher ist von einer erheblichen Forschungslücke auszugehen.

Schwerwiegender scheint zu sein, daß jeder Hinweis auf immissionsbedingte Waldschäden fehlt, obwohl es kaum glaubhaft ist, daß solche nicht vorhanden sind. Hier wäre selbst bei lückenhaftem Forschungsstand ein Hinweis auf die dadurch verursachten langfristigen und schwerwiegenden Veränderungen des Landschaftsbildes angebracht.

Ungeachtet dieser Kritik handelt es sich um eine gute und materialreiche, durch zahlreiche Kartenskizzen und ein umfangreiches Literaturverzeichnis abgerundete Arbeit zu einem sehr wichtigen und aktuellen Thema.

Micha Röhring

Sippel, Heinrich: Schlitz – wie es unsere Großeltern noch kannten (Heft 18 der Reihe „Schlitz im Spiegel der Geschichte“), im Selbstverlag des Verfassers 1988, 44 S., 18 sw. Abb. geh., 7,- DM.

Heinrich Sippel legt, wie dem Vorwort zu entnehmen ist, nach „weit über einem Jahr“ wieder eine Publikation in einer seiner beiden Heftreihen vor. Gemessen an der bisher unheimlichen Dichte der Erscheinungsweise („Schlitz im Spiegel der Geschichte“ – bisher 17 Hefte, und „Studien zur Schlitzer Geschichte“, insgesamt 13 Hefte) mag diese Aussage stimmen. Der verlängerte Abstand hat dem neuen Heft leider aber nicht zu einer Qualitätssteigerung verholfen. Die bisher vorgelegten Hefte haben durchweg Anerkennung gefunden. Ob das für Heft 18 auch so sein wird, ist fraglich.

Der Text besteht aus zwei Teilen. Teil 1 zitiert Aussagen aus einem Zeitzeugenprotokoll. Informant ist der 1896 in Schlitz geborene Leineweber Wilhelm Suppes, der durchaus festhaltenswerte Informationen zu erzählen weiß. Sippel unterbricht den Berichterstatte aber immer wieder durch Ergänzungen und Kommentare. Die Mitteilungen Suppes – sie reichen von der Arbeitswelt der Stadtbewohner, den Schlitzer Brunnen, vom Ludwigsbad, von der Kapelle im Torgarten, über den Eisenbahnbau und die Kaiserbesuche in der Stadt – werden dadurch unliebsam unterbrochen und beeinträchtigen die eingängige Lektüre. Der Verfasser schadet so seinem Anliegen, die mitteilungswerten Details an den Leser in ansprechender Form weiterzugeben. Der dauernde Wechsel von Zitat, Ergänzung und Kommentar macht das Heft schwer lesbar. Es wäre hier wohl besser gewesen, zuerst die Quelle geschlossen sprechen zu lassen und sie dann zu kommentieren oder aus den Informationen einen in sich geschlossenen Bericht zu erarbeiten.

Diese Kritik gilt auch für Teil 2 des Heftes, der aus dem Tagebuch der später als Schriftstellerin hervorgetretenen, 1879 geborenen Gräfin Elisabeth von Schlitz, genannt von Görtz, zitiert. Es handelt sich um den 3. Teil der Aufzeichnungen einer Heranwachsenden, der die Zeit vom 24. Januar bis 26. Mai 1894 behandelt. Das junge Mädchen schildert aus der Perspektive der Oberschicht das Leben in der Kleinstadt kurz vor der Jahrhundertwende. Ihr Interesse erregten die Hof- und Kostümbälle, ein Ausflug nach Fulda, die eigene Konfirmation und der dritte Kaiserbesuch bei ihrer Familie in Schlitz.

Leider zerredet Sippel auch hier den Originaltext durch seine zwar sehr sachkundigen Hinweise, die die Publikation durchaus aufwerten, aber die Lesbarkeit nachteilig beeinträchtigen.

Druck und Illustration des Bändchens sind, wie schon in den anderen Heften, vorbildlich.

Der Band kann beim Verfasser, Ingendorfer Höhe 20, 5024 Pulheim-Stommeln, erworben werden.

Friedrich-Karl Baas

Sippel, Heinrich: Schlitz – wie es unsere Urgroßeltern noch kannten. Schlitz im Spiegel der Geschichte, Heft 19. – Im Selbstverlag des Verfassers, Schlitz 1988, 44 S., 24 Abb., 7,- DM.

Mit nur drei Monaten Abstand zum letzten Heft legt Heinrich Sippel eine weitere Arbeit in seiner Reihe „Schlitz im Spiegel der Geschichte“ vor. Sie schließt die 1982 begonnene Folge unter dem Titel „Schlitz – wie es unsere Eltern noch kannten“ mit Berichten aus dem Schlitz der Urgroßeltern ab.

Im Vergleich zum vorausgegangenen Heft haben die Ausführungen darstellerisch gewonnen. Die kleine Arbeit bietet Anekdotenhaftes und in sachlicher Berichtsform Mitteilenswertes über Lohmarken, die ehemalige medizinische Versorgung der Stadt, bemerkenswerte Kriminalfälle, über die Rechte und Pflichten der „Standesherrlichkeit“, über journalistische Arbeiten des „Schlitzer Boten“ sowie über die Probleme der Stadt mit einem trunksüchtigen Nachtwächter und dem damals allgemein hohen Branntweinverbrauch.

Alle diese Mitteilungen sind an Personen gebunden; diese persönliche Seite macht die Beiträge besonders interessant. Sippel läßt möglichst in allen in sich geschlossenen Abschnitten Zeitgenossen zu Wort kommen; diesmal ohne sie durch Kommentare zu unterbrechen. Seine Darstellung gewinnt so an Originalität, die der Lesbarkeit gut tut. Einleitende und einordnende Hinweise begleiten die zitierten Texte sehr behutsam.

Leider sind von den 24 schwarz-weißen Abbildungen nur zwölf direkt aus Schlitz.

Friedrich-Karl Baas.

Völker, Karl-Hermann (Hrsg.): Wiesenfeld. Johanniterkommende – Hugenotten- und Waldenserkolonie – Industriehof. Eine Dorfgeschichte zur 750-Jahr-Feier in 1988. Unter Mitarbeit von Gerhard Beaupain, Helmut Beaupain, Ulrike Combe-von Nathusius, Lydia Döls, Walter Hollmann, Rudolf Jockel, Theo Kiefner, Ulrich von Nathusius, Hugo Pfendesack, Brigitte Poniet, Jürgen Renner und Ernst Sobotha. – Burgwald-Wiesenfeld 1988, 192 S., 170 Abb., 30,- DM; bereits vergriffen.

Zum großartig begangenen Jubiläumsfest, an dessen Gestaltung in bewundernswerter Weise wirklich das ganze Dorf beteiligt war, erschien auch, von Karl-Hermann Völker redigiert und herausgegeben, eine in zweifacher Hinsicht beachtenswerte Festschrift. Einmal ist es Herausgeber und Autoren gelungen, drei sehr unterschiedliche Komplexe der Dorfgeschichte zu einer geschlossenen Darstellung zusammenzufügen. Zum anderen zeichnet sich der Band durch eine besonders gelungene typographische, layoutmäßige Gestaltung aus.

Inhaltlich deckt die Schrift die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Johanniterkommende von etwa 1230 bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1527 mit dem Bau einer bemerkenswerten Kirche ab, weiter behandelt sie die Geschichte und neuere Entwicklung Wiesenfelds nach der Ansiedlung der ersten „neuen Partien“ von Kolonisten mit zusammen 57 Personen, vorwiegend Bewohner aus dem Dauphiné, im Jahre 1721, und schließlich stellt sie den Werdegang des im Mai 1936 unter großen Geheimhaltungsvorschriften begonnenen Baus der Luftmunitionsanstalt („Muna“) und deren 1947 beginnende Entwicklung zum Industriehof dar.

Völker hat für viele der Entwicklungsabschnitte leistungsfähige Autoren gefunden, deren Namen für qualitätvolle Arbeit bürgen, allen voran Theo Kiefner, seit Jahren als Waldenser-Spezialist bekannt. Ihm stehen aber auch die anderen Autoren, z. B. Helmut Beaupain oder Ulrich von Nathusius, nicht nach.

Was an Darstellungswürdigem nicht durch Mitarbeiter abzudecken war, hat Völker selbst bearbeitet. Sein Anteil an der Publikation ist leider aber nicht gleich auf den ersten Blick erkennbar. Er ist durch eine eigenartige Kennzeichnung der Autorenschaft – dies trifft übrigens auch für die anderen Beiträge zu – verdeckt. Hier wäre eine eindeutige Abzeichnung aller Arbeiten sinnvoll gewesen, um späteres Zitieren zu erleichtern und zuverlässige bibliographische Angaben möglich zu machen. Wegen der besseren Übersichtlichkeit wäre auch eine Trennung der Anmerkungen von den Quellen und Literaturangaben gut gewesen; erstere hätten besser unter den Beiträgen ihren Platz gehabt. Eine weitere Empfehlung betrifft die abgedruckte Katastervorbeschreibung. Alle Quellenbearbeitungen sollten aus Gründen der Einheitlichkeit nach den „Grundsätzen für die äußere Textgestaltung bei der Herausgabe von Quellen zur neueren Geschichte“, Blätter für deutsche Landesgeschichte, 98. Jg., 1962, S. 1-11, erfolgen.

Diese kleinen kritischen Anmerkungen sollen der Anregung dienen; sie schmälern den Wert des Bandes nicht.

Friedrich-Karl Baas

Mistereck, Dieter: Innerstädtische Klimadifferenzierung von Marburg/Lahn – ein Beitrag zur umweltorientierten Stadtplanung (Marburger Geographische Schriften Heft 106). Marburg 1987, 154 S., 23 Abb., 16 Tabellen, 16 Karten.

In der Literatur finden sich seit dem 15. Jahrhundert verstreut Aussagen darüber, daß die Eingriffe des Menschen in die Natur durch dichte Bebauung klimatische Auswirkungen haben und sein Wohlbefinden häufig negativ beeinflussen. Allerdings kam es erst 1833 durch L. Howard zur ersten genaueren Analyse lufthygienischer Zusammenhänge am Beispiel Londons. Systematische und methodisch ausgefeilte Untersuchungen zum Mikroklima der Stadt wurden erst in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts in nennenswertem Umfang vorgenommen. Nun liegt mit der ersten Arbeit von Dieter Misterek eine weitere Regionalanalyse vor, die sowohl wissenschaftlicher Detailkenntnis dient als auch zur Grundlage sinnvoller Stadtplanung werden kann und soll. Die Sensibilisierung für ökologische Zusammenhänge in unseren Tagen läßt hoffen, daß den Anregungen, die diese Arbeit enthält, bei kommunalpolitischen Entscheidungen ein hoher Stellenwert beigemessen wird.

Der Verfasser charakterisiert zunächst die topographische Lage und die städtebauliche Entwicklung des Untersuchungsraumes. Marburg ist klimatologisch insofern interessant, als es eine hohe Reliefenergie hat und makroklimatisch den Übergang von ozeanischem zu kontinentalem Klimacharakter repräsentiert, obwohl ozeanischer Einfluß leicht dominiert. In der anschließenden Einführung in die Methoden der Meßwerterfassung zeigt sich Präzision. Die Problematik der Interpretation der Meßergebnisse des Klimas können in dichter bebauten Gebieten kleinräumig und gegebenenfalls stark variieren. Fehlinterpretationen sucht der Verfasser deshalb durch mobile Messungen auf ausgeklügelten Meßstrecken zu vermeiden.

(Die wohl mehr zur Illustration beigefügten Photos der Meßstellen – ohnehin in photographisch unzulänglicher Qualität abgedruckt – sind ohne Erkenntniswert und daher überflüssig. Was soll z. B. auch ein Photo mit dem Titel: „Typisches Straßenbild des Südviertels“ ohne Vergleichsphotos aus anderen „Vierteln“, aus denen relevante Unterschiede sichtbar werden?)

In einzelnen Kapiteln werden auf der Basis vieler Meßdaten (allein der Anhang umfaßt ca. 20 Seiten) die Charakteristika der Temperatur, des bodennahen Windfeldes und der Luftfeuchte im Tages- und Jahresgang erörtert. Die jeweiligen Abhängigkeiten von der Witterung, dem Baukörper und dem naturgegebenen Relief werden typisiert und ausgewertet.

Die Umsetzung der Meßdaten in Diagramme geschieht mit Hilfe des Computers und durch Zeichnung von Iso-Linien bzw. gestuften Richtungspfeilen in physikalische Karten des Untersuchungsraumes.

Dem Phänomen der Schwüle, ein stark subjektiv gefärbtes Empfinden der Unbehaglichkeit, ist ein gesondertes Kapitel gewidmet. Die Ergebnisse der Untersuchung sind, wie auch der Autor einräumt, einerseits wegen der subjektiven Faktoren, andererseits wegen der Schwierigkeit bei der Erfassung der relevanten Größen: Lufttemperatur, Luftfeuchte, Windgeschwindigkeit und „atmosphärische Gegenstrahlung“ im Zeitablauf problematisch.

Die Zusammenfassung der Ergebnisse und die sich ergebenden Planungshinweise sind knapp und präzise formuliert. Dabei verweist der Verfasser besonders auf die Notwendigkeit, die Prozesse des Luftaustauschs und der Lufterneuerung (Kaltluftschneisen) bei Planungen zu beachten und Schadstoffakkumulationen gering zu halten, wenn möglich zu reduzieren. Der positive Einfluß von Grünzonen für die Klimahygiene der Stadt wird differenziert (besonders nützlich ist hohe Vegetation; geringwertig sind Rasenflächen!) anhand der konkreten Meßergebnisse nachgewiesen und den Planern ins Bewußtsein gehoben. Vorschläge für konkrete Maßnahmen in einzelnen Straßenzügen oder Stadtvierteln ergänzen die allgemeingültigen Überlegungen.

Fazit: Ein wichtiger wissenschaftlicher Beitrag (gerade noch) zur rechten Zeit!

Klaus Keimer

Klüver, Hartmut: Bundeswehrstandorte im ländlichen Raum. Wirtschaftsgeographische Auswirkungen der Garnisonen Diepholz und Stadtallendorf. Marburg/Lahn: Selbstverlag der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V. 1987, 194 S., Marburger Geographische Schriften Heft 107.

Schon beim ersten Durchblättern der von Hartmut Klüver im Fachbereich Geographie der Philipps-Universität eingereichten Dissertation, die nun als handliches kleines Büchlein vorliegt, erkennt der Leser, welche Fülle von Informationen hier aufbereitet wurde. Sicher ist es richtig, wie der Verfasser in seinem knappen Vorwort schreibt, daß seiner Untersuchung

durch das besondere Sicherheitsbedürfnis der Streitkräfte gewisse Grenzen gezogen wurden, doch zeigt ein Blick in das Inhaltsverzeichnis, daß gerade zur Frage der wirtschaftsgeographischen Auswirkungen der ausgewählten Standorte von ihm eine große Zahl unterschiedlicher Gesichtspunkte berücksichtigt werden konnten. Das ist um so erfreulicher, als es bisher zu dem angeschnittenen Themenbereich nur einige wenige Darstellungen gab, die zudem vor allem darunter litten, daß sie höchstens ansatzweise versuchten, die wirtschaftliche Bedeutung einer Garnison zu regionalisieren.

Die vorliegende Arbeit setzte sich von Anfang an ein ehrgeizigeres Ziel: Sie versuchte, durch Erweiterung der bisher gebräuchlichen Untersuchungsmethoden zu zeigen, welchen Einfluß eine größere Bundeswehreinheit mit ihrem dazugehörigen Verwaltungsapparat auf eine Kleinstadt und den sie umgebenden ländlichen Raum haben kann. Deshalb wählte der Verfasser zwei Bundeswehrstandorte – Diepholz in Niedersachsen und Stadtallendorf in Hessen – für seine vergleichende Untersuchung aus, weil beide Orte etwa dieselbe Einwohnerzahl haben und beide auch über jeweils eine verhältnismäßig starke Garnison verfügen.

Bewußt wurde in Kauf genommen, daß andererseits beide Städte erhebliche Strukturunterschiede aufweisen; vielmehr schien es für die Untersuchung vorteilhaft zu sein, daß einerseits Diepholz fast vollständig auf die Bundeswehr und sonstige öffentliche Verwaltungseinrichtungen ausgerichtet ist, während andererseits Stadtallendorf noch zusätzlich über Industriebetriebe verfügt, so daß unterschiedliche Entwicklungen deutlich sichtbar gemacht werden konnten.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf die zahllosen interessanten Einzelheiten der Studie einzugehen. Soviel sei nur gesagt: Gleich, ob es sich um den Einfluß der Bundeswehr auf den Bau- und Wohnungsmarkt handelt oder darum, wie die Streitkräfte in ihrer Eigenschaft als öffentliche Auftraggeber auf die Region einwirken, um nur zwei wichtige Kapitel des insgesamt zehn Abschnitte umfassenden Buches zu nennen, überall hat der Verfasser exakt recherchiert und seine Ergebnisse noch durch Tabellen und Schaubilder verdeutlichen können. So entstand ein lebendiges Bild der vielfachen Verflechtungen zwischen militärischem und bürgerlichem Bereich in den beiden Städten und den sie umgebenden Regionen, das stellvertretend für manche andere Garnison in der Bundesrepublik Deutschland sein dürfte. Bei einem kritischen Abwägen der verschiedenen Faktoren, die von einem Bundeswehrstandort auf die betreffende Kommune und das sie umgebende Umland ausgehen, scheinen alles in allem die auf der Hand liegenden Vorteile die auch nicht zu übersehenden Nachteile bei weitem zu überwiegen. Das jedenfalls ist das Ergebnis der Untersuchung. *Waldemar Zillinger*

Blume, Dieter, und Runzheimer, Jürgen: Gladenbach und Schloß Blankenstein. Aus Geschichte und Natur eines Amtes im hessischen Hinterland. Hrsg. von der Kur- und Verkehrsgesellschaft Gladenbach mbH anl. der 750-Jahrfeier. Marburg: Verlag Hitzeroth 1987, 452 S., zahlr. Abb. und zwei Faltkarten.

Das vorliegende Buch erschien aus Anlaß des 750jährigen Jubiläums der Stadt Gladenbach. Dabei handelt es sich um den ersten Band einer vom Wolfram-Hitzeroth-Verlag geplanten Städtereihe mit dem Titel „Hessische Heimatbücher“. Damit liegt nun neben den Arbeiten von Karl Huth (1974) und Hans Christian Mika (1980) eine weitere Publikation zur Geschichte Gladenbachs vor. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Geschichte des Gerichtsbezirks Gladenbach und des Amtes Blankenstein, die zugleich die Geschichte Gladenbachs und seiner 14 Stadtteile ist. Behandelt werden u. a. die Besiedlung dieses Raumes bis zur frühfränkischen Zeit, die Bildung der Zentbezirke – die Zent Gladenbach umfaßte das obere Salzbödetal und die obere Allna –, die Entstehung des Lahn- und Hessengaus und der im Besitz der Herren von Merenberg befindlichen Grafschaft Ruchesloh, deren Mittelpunkt Gladenbach war, die Herausbildung des Gerichts Gladenbach, dessen Bezirk mit dem ehemaligen Hundertschaftsbezirk identisch ist und das durch seine Grenzlage und die von Mitteldeutschland über Marburg und Siegen nach Köln führende Hohe Straße besondere Bedeutung gewann, sowie die Rolle Gladenbachs in den territorialen Auseinandersetzungen zwischen Hessen, Mainz und Nassau. Nach langwierigen Kämpfen gelang es den hessischen Landgrafen, sich des Besitzes von Gladenbach und des Amtes Blankenstein zu versichern. Sie übertrugen die dortige Verwaltung einem Amtmann und dehnten ihre Herrschaft am Ende des 15. Jahrhunderts auch auf den Breidenbacher Grund aus. In den Bereich der Amtsverwaltung fielen neben Gerichtskompetenzen die Steuererhebung und die Heranziehung der Bauern zum Waffendienst auf der

Grundlage der überlieferten Lehn- und Landfolge. Nach dem Tode Philipps des Großmütigen (1567) gelangte das Amt Blankenstein zunächst in die Landgrafschaft Hessen-Marburg, war dann zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt umstritten und kam 1648 endgültig an letzteres Haus. Seit dieser Zeit war das Amt Blankenstein mit Gladenbach ein wichtiger Bestandteil des darmstädtischen Hinterlandes.

Im folgenden schildert Armin Sieburg den Weg vom Amt Blankenstein zum Großkreis Marburg-Biedenkopf im Spiegel der Behördengeschichte. 1866 mußte Hessen-Darmstadt das „Hinterland“ an Preußen abtreten, das nun zum preußischen Kreis Biedenkopf gehörte. Nach dessen Auflösung im September 1932 bildete der Raum Gladenbach vorübergehend einen Teil des Großkreises Dillenburg, gelangte aber bereits im folgenden Jahr erneut an den inzwischen wiedererrichteten Kreis Biedenkopf, der mit Wirkung vom 1. Juli 1974 im Großkreis Marburg-Biedenkopf aufging.

Die folgenden Kapitel behandeln die Geschichte der Burg und des Schlosses Blankenstein – zu erwähnen ist hier, daß der 1519 aus seinem Land vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg vorübergehend im Schloß Blankenstein Aufnahme fand, wobei es richtig heißen muß, daß Kaiser Karl V. nach der Ächtung Ulrichs von Württemberg nicht seinem Sohn, sondern seinem Bruder, dem Römischen König Ferdinand, übertrug –, das Gerichtswesen vom mittelalterlichen Zent- und Rügegericht bis zum Land- und Amtsgericht der Neuzeit, die Forsten, den im 17. Jahrhundert auslaufenden Silberabbau, Gladenbach als Marktflecken – der Ort erhielt erst 1937 das Stadtrecht –, Handel, Handwerk und Industrie, die Geschichte der Gladenbacher Juden – der erste Gladenbacher Jude ist 1610 nachweisbar, ein jüdischer Lehrer wird erstmals 1738 genannt, darüber hinaus finden sich hier viele Hinweise über die Lebensverhältnisse der Gladenbacher Juden, die wie andernorts überwiegend vom Handel lebten –, die kirchlichen Verhältnisse – im Mittelalter war Gladenbach der Sitz eines kirchlichen Sendgerichts, hinzuweisen ist hier auf ein Verzeichnis der Gladenbacher Geistlichen von 1300 bis 1700 –, sowie die Geschichte der mit der Kernstadt Gladenbach im Rahmen des Landentwicklungsplanes von 1971 verbundenen 14 Gemeinden.

Der folgende Abschnitt enthält Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten aus fünf Jahrhunderten, deren Wirken mit Gladenbach verbunden ist – genannt seien der Theologe und Pädagoge Johann Christoph Stockhausen, der Kirchenreformer Johann Jacob Ludwig Hüffell und der Wegbereiter der Einheitskurzschrift Eduard Pfaff –, die allerdings unsystematisch ohne Berücksichtigung einer chronologischen oder alphabetischen Reihenfolge zusammengestellt worden sind. Das abschließende Kapitel behandelt die Natur und Landschaft des Gladenbacher Raumes, wobei dem Leser viele Einzelheiten über die Erdgeschichte, das Klima, die Flora und Fauna vermittelt werden.

Von dem mit einem detaillierten Quellen- und Literaturverzeichnis versehenen Buch läßt sich mit Recht sagen, daß es in vielen Bereichen unsere Kenntnisse über Gladenbach und das umliegende Hinterland erweitert. Eine wichtige Bereicherung stellen auch die Flurkarten von Gladenbach aus dem Jahre 1703 und die Karte der Gemarkung der Großgemeinde Gladenbach seit 1974 dar.

Stefan Hartmann

750 Jahre Engelbach 1237–1987. Hrg. vom Festausschuß „750 Jahre Engelbach“. Texte und Materialsammlung: Carl Dönges. Redaktion: Richard Kempe, Marburg 1987, 263 S., zahlr. Tabellen und Abbildungen im Text.

Der Anlaß des vorliegenden Bandes ist die 750-Jahrfeier der heute einen Stadtteil von Biedenkopf bildenden Gemeinde Engelbach. Zunächst gibt Karl Kohlberger einen Überblick über die Geschichte Engelbachs. Er führt hier aus, daß der 1237 erstmals genannte Ort 1534 innerhalb des kleinen Gerichtes Dexbach zum Gericht Dautphe im Amt Biedenkopf gehörte. Als störend erweist sich, daß der Verf. die geschichtlichen Ereignisse nicht immer in chronologischer Folge bringt, sondern bisweilen einzelne Geschehnisse ohne Rücksicht auf ihre zeitliche Einordnung willkürlich herausgreift und aneinanderreihet. Viele wichtige historische Epochen bleiben so ausgespart. Nach einer kurzen Porträtierung der letzten Bürgermeister des Ortes folgen Angaben über die Bewohner- und Häuserzahl Engelbachs aus den Jahren 1852 und 1860, Verzeichnisse der Gefallenen aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg sowie der nach 1945 in der Gemeinde aufgenommenen Heimatvertriebenen, die im Wortlaut wiedergegebene Haushaltsrechnung Engelbachs von 1789, wobei fraglich ist, ob es sich dabei tatsächlich um das älteste Verzeichnis dieser Art handelt, Hinweise über das in Engelbach im 19. Jahrhundert betrie-

bene Gewerbe und den 1563 in der Gemeinde erstmals erwähnten Kupfererzabbau – er war um 1660 so bedeutend, daß aus der reichen Ausbeute der Grube die Engelbacher Kapelle gestiftet werden konnte –, eine Zusammenstellung der in Engelbach nachweisbaren Feld- und Waldflurnamen, ein Rezeß von 1825 über die Aufteilung der Engelbacher Gemeindeflur, eine Übersicht über die Ernteerträge je Hektar in Zentnern von 1879 bis 1884, der Bericht des Engelbacher Bürgermeisters vom 23. Mai 1853 über die „Mißbräuche“ bei der Auswanderung sowie Verordnungen aus dem Bereich des Gesundheitswesens und der Armenfürsorge.

Die von Georg Zitzer nacherzählte alte Engelbacher Sage „Wie die Engelbacher dem Landgrafen das Aarnest schenken“ schildert eine Episode aus der Regierungszeit Landgraf Ludwigs VIII. von Hessen-Darmstadt (1739–1768), der sich häufig im Jagdschloß Katzenbach bei Biedenkopf aufhielt. Weitere wiedergegebene Sagen wie „Der Hexenmüller“ und „Henn und Els“ geben Einblick in das frühere Engelbacher Brauchtum. Dazu gehören auch die traditionellen Grenzbegehungen der Engelbacher Feldmark, die sich bis in unsere Tage erhalten haben. Abschließend werden die kirchlichen Einrichtungen, das Schulwesen und Vereinsleben der Gemeinde behandelt.

Obwohl die Herausgeber im Vorwort „alljene, die Engelbacher Geschichte detaillierter aufarbeiten möchten“, um Nachsicht bitten, „wenn sie hier teils nur Denkanstöße für weitergehende Untersuchungen vorfinden“, und darauf hinweisen, daß es in erster Linie darauf angekommen sei, „aus der Vielfalt vorgefundener Dokumente die aussagekräftigsten auszuwählen und – wo nötig – zu kommentieren, ohne dabei den Rahmen eines solchen Festbuches zu sprengen“, bleibt ihnen die Kritik nicht erspart, daß sie ihr Vorhaben nur unzureichend verwirklicht haben. Die hier präsentierten Dokumente und Betrachtungen lassen in ihrer willkürlichen Aneinanderreihung den berühmten roten Faden vermissen. Sie stellen allenfalls eine Materialsammlung dar und können kaum als stabile Fundamente einer noch zu schreibenden Gemeindegeschichte angesehen werden, weil herausgegriffene Einzelbeispiele kaum etwas Zuverlässiges über die nur in der Vielfalt der Zustände und Geschehnisse faßbare Wirklichkeit aussagen. Hinzu kommt, daß vieles unverständlich bleiben muß, wenn der historische Rahmen fehlt oder nur ungenügend gebracht wird.

Stefan Hartmann

Schmidt-Polex, Hans-Walter: Unser Orber Revier. Erinnerungen aus einem Jägerparadies. Reprint der Ausgabe von 1924, Bad Orb: Verlag Orbensien 1987, 80 S. mit 10 Bildtafeln.

Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte Orbs, die von der langen Zugehörigkeit dieses Ortes zu Mainz bestimmt ist – 1814 wurde Orb bayerisch und kam 1866 an Preußen –, wendet sich die Darstellung dem Orber Jagdrevier im nordwestlichen Spessart zu, das 1861 von Frankfurter Industriellen und Unternehmern – erwähnt seien Alexander von Bethmann, Baron von Blittersdorf und Carl Stern – gepachtet wurde. In den 1860er Jahren hatte das Revier ein völlig anderes Aussehen als in der späteren Zeit. Ausgedehnte Eichenschälwälder bedeckten die Hänge, und Rehe und Schwarzwild waren besonders häufig vertreten. Der Verf. vermittelt viele Einzelheiten über die Durchführung der Jagden, die herausragende gesellschaftliche Ereignisse darstellten. Über die Jagd hinaus hatten die Frankfurter Honoratioren, die in stattlicher Zahl an den Treibjagden teilnahmen, großen Anteil am Aufstieg Orbs als Heilbad. Großzügige Anlagen wie der Kurpark, das Badehaus und Inhalatorium sowie die Gründung einer Gesellschaft für den Kurbetrieb gingen auf ihr Engagement zurück. Aufschlußreich ist der Hinweis, daß damals die Voraussetzungen für die heutigen Orber Rotwildreviere geschaffen wurden. Der nach dem Ersten Weltkrieg einsetzende Umbruch der gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland bedeutete das Ende für die alte Orber Jagdgesellschaft. Aus dem durch den Truppenübungsplatz schon stark reduzierten Revier wurden drei Revierteile gebildet, die in verschiedene Hände gerieten. Trotz aller Veränderungen der Folgezeit ist jedoch das Wirken der eng mit Frankfurt verbundenen alten Orber Jagdgesellschaft noch heute zu spüren.

Stefan Hartmann

Frankfurts Geschichte und Kunst

Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 61, hrsg. von Wolfgang Klötzer und Dietrich Rebentisch, Frankfurt: Verlag Waldemar Kramer 1987, 419 S.

Dieser Band ist eine Sammlung von kunst- und kulturgeschichtlichen Aufsätzen, die, chronologisch nach den großen Epochen geordnet, sich den folgenden Sachfragen zuordnen lassen:

1. Forschungsberichte zur städtischen Entwicklung und zur Umlandpolitik Frankfurts im Mittelalter;
 2. Datierungsversuche zu einem Musikstück G. P. Telemanns und Lebensbeschreibung eines Frankfurter Kaufmanns im 18. Jahrhundert;
 3. Untersuchungen über die Entwicklung der Zivilgerichtsbarkeit und die Judenemanzipation im 19. Jahrhundert; ein Beitrag zur politischen Rolle der Frauen in der 48er Revolution;
 4. Berichte über die sozialdemokratische Kommunalpolitik in der Weimarer Zeit und das Kriegsende in Frankfurt;
 5. Untersuchungen zur Ideologie und Programmatik der „Frankfurter Hefte“ (1946–1948).
- Diese Zuordnung ist nicht ganz vollständig, denn zwei Beiträge sind der Chronik und dem 150jährigen Jubiläum des Frankfurter Geschichtsvereins gewidmet und leiten gleichsam den Sammelband ein.

Alle neueren Epochen umfassend ist der Aufsatz von L. Gall über die Möglichkeiten Frankfurts, *das sylber und goltt loch* (nach Luther), in der deutschen Geschichte nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch zeitweise eine politische Rolle gespielt zu haben, die fast der einer „Hauptstadt“ nahekam, nicht zuletzt in der Vorgeschichte der Entstehung der Bundesrepublik Deutschland in Konkurrenz zu der provisorischen Hauptstadt Bonn. Die von L. Gall gestellte Frage „Frankfurt, eine Hauptstadt?“ erscheint in historischer Perspektive, von Episoden abgesehen, in die Irre zu führen. Weit eher könnte die Überschrift des Frankfurter Stadtsiegels zutreffend sein, nach der sich Frankfurt als *domus specialis imperii* bezeichnete.

In die „Umlandpolitik“ der freien Reichsstadt im späten Mittelalter führt E. Orth ein, die dabei Erkenntnisse ihrer Aufsätze über das Fehderecht und die Fehdepraxis sowie die Beziehungen des Frankfurter Rats zu den umliegenden feudalen Gewalten (z. B. Grafschaften) eingearbeitet hat. Eine ihrer Hauptthesen lautet, daß die Stichworte Friede, Reichsunmittelbarkeit und Messe sehr wichtige Interessen der Goethestadt bezeichnet haben. Leider fehlt auch hier am Ende der Arbeit eine knappe Zusammenfassung der herausragenden Ergebnisse.

D. Wendler legt ein Verzeichnis von Flurnamen der Gemarkung Frankfurt-Harheim vor, die viel über die ehemalige Bodenstruktur, die Wirtschaftsweise und den Wegeverlauf verraten. W. Roner versucht durch einen Bildvergleich dem Original des „Assenheimer Bildes von Frankfurts Niederlage 1389“ auf die Spur zu kommen.

Geradezu spannend liest sich die Lebensbeschreibung des „Balthasar vom Rhein (1488 bis 1535)“, der sich von einem Patriziersohn zu einem ruhelosen Querulanten entwickelt, dessen Eigenschaften Besitzgier, Arglist, Unredlichkeit, Jähzorn sind, so daß er mehrfach straffällig wird und sich auch nicht scheut, seine Ehefrau durch einen wohlüberlegten Anschlag zu töten, indem er versucht, sie in einen Kessel mit siedendem Wasser einzutauchen! – Vielleicht war dieser Balthasar das kleinere Abbild des Typs vom skrupellosen „Renaissancemenschen“, wie er sich in den Vertretern der Dynastie so einmalig und plastisch manifestiert.

Die Lebensbeschreibung des Kaufmanns D. Basse (1762–1836) gewährt Einblick in eine Persönlichkeit, der sich dank ungewöhnlicher Tugenden wie Energie, ungewöhnliche Intelligenz, praktischen Geschäftsgeist, unternehmerischen Mut in Geschäften und diplomatischen Missionen mit Erfolg bewährte. Die Verfasserin des Aufsatzes, P. Meyer, kann dabei neue Quellen ausschöpfen.

Der Beitrag über die Zivilgerichtsbarkeit aus der Feder von E. Zimmer zeigt die Grundlegung, Wandlung und personelle Besetzung einer Institution auf, die für die Ausbildung des Rechtsstaates im 19. Jahrhundert mehr und mehr an Bedeutung gewann. Erst die Beispiele aus der Rechtsprechung der Epoche verleihen der Darstellung Spannung und Farbigkeit.

Der Abdruck des Reiseberichts der E. von Hohenhausen überliefert uns eine Fülle von kulturellen, künstlerischen und wirtschaftlichen Details aus Frankfurt um 1818; in einer knappen Biographie werden die persönlichen Beziehungen der Verfasserin zu Literaten und Salons aufgezeigt.

D. Rebentisch informiert uns über die Kommunalpolitik der SPD in der Weimarer Zeit, in der sie sich als „Reformpartei“ um ständige Einwirkung auf die Steuer-, Wohnungsbau- und Wirtschaftspolitik bemühte, anfangs 1919 der kontinuierlichen Polemik des extremen linken Flügels ausgesetzt, dem der Parteivorstand auf Reichsebene vorwarf: „Wortradikalismus, ideologische Starrheit, Fraktionsbildung, Mißachtung der Gesamtinteressen der Partei“ (S. 302). – Auch mit der KPD kam es zu keinen gemeinsamen Aktionen.

Ein unbestreitbarer Vorzug dieses ganzen Sammelbandes ist die Fülle von farbigen oder schwarz-weißen Abbildungen. *Volker Petri*

Bund, Konrad: Findbuch der Epitaphienbücher (1238) – 1928 und der Wappenbücher (1190) – 1801. Mit einem Bildanhang u. a. der vollständigen farbigen Nachzeichnungen der ehemaligen Malereien im Römer aus dem sog. Fetterschen Wappenbuch. Stadtarchiv Frankfurt am Main, Repertorien Nr. 545. – Frankfurt/M.: Verlag Waldemar Kramer 1987, 176 S. und 120 Abb., davon 89 farbig, 45,– DM.

Das 1987 vom Stadtarchiv als Nr. 545 vorgelegte Repertorium, zugleich Nr. 6 der Mitteilungen der Frankfurter Archiveinrichtung, vereinigt zwei der Sache nach verwandte Pertinenzen in bestandsübergreifender Verzeichnung: die Epitaphien- und die Wappenbücher. Durch diese inhaltlich bestimmte Verbindung stellt die Publikation im Vergleich mit den üblichen, vom Provenienzprinzip abgeleiteten Bestandsrepertorien etwas Besonderes dar. Der Bearbeiter macht auf diesen Sachverhalt in seiner Vorbemerkung aufmerksam. Gleichzeitig skizziert er kurz die Deponierungsgeschichte sowie die Entwicklung der Ordnungsprinzipien der Frankfurter Einrichtung. Er geht dabei besonders auf die im Verzeichnis bearbeiteten Bestände ein, die infolge kriegsbedingter Auseinandernahme nach einer großangelegten Rückordnung während der Generalrevision 1982 übrig geblieben sind. Als diese Restbestände (17 Epitaphienbücher und -akten und drei Wappenbücher) schließlich nach der Deponierung des Archivs der Freiherren von Bellersheim durch zwei Wappenbücher eine erhebliche Erweiterung erfuhren und die Revisionsarbeiten weiteres thematisch dazugehöriges Archivmaterial erbracht hatten, entschloß sich der Bearbeiter zu einer sachthematischen Verzeichnung. Diese Entscheidung ist zu begrüßen, weil sie dem heraldisch und vor allem genealogisch interessierten Benutzer neue Möglichkeiten zur Forschungsarbeit eröffnet.

Das als Typoskript gedruckte Verzeichnis informiert in kurzer Form sachlich korrekt und dokumentiert, soweit sie quellenmäßig faßbar waren, auch die Kriegsverluste aus dem Jahre 1944. Die Benutzung des Repertoriums wird durch von Bernd Seidel sorgfältig erarbeitete Signaturenkonkordanz und vor allem durch das von ihm hinzugefügte Sachverzeichnis erheblich erleichtert. Das Buch zeichnet sich weiter durch eine besondere abbildungstechnische und gestalterische Leistung aus. Aufmerksam gemacht sei auf die zweckmäßige und gelungene Einbandgestaltung und auf den hervorragenden Bildanhang. Die Auswahl der Abbildungen und ihre perfekte Wiedergabe, besonders der im Fetterschen Wappenbuch überlieferten spätmittelalterlichen Malereien, die hier zum ersten Mal vollständig und in Farbe reproduziert wurden, werden den Benutzer erfreuen. Das Repertorium ist sowohl in seiner Textgestaltung als auch in abbildungsmäßiger Hinsicht beispielhaft. *Friedrich-Karl Baas*

Wolf, Siegbert: Liberalismus in Frankfurt am Main. Vom Ende der Freien Stadt bis zum Ersten Weltkrieg (1866–1914) (Studien zur Frankfurter Geschichte, hrsg. von Wolfgang Klötzer und Dieter Rebentisch, Bd. 23). Frankfurt/Main: Verlag Waldemar Kramer 1987, 268 S., 43 Abb.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die gekürzte und überarbeitete Fassung einer Dissertation, die im Wintersemester 1983/84 von der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt angenommen und von Professor Lothar Gall betreut worden ist. Sie beschäftigt sich mit der führenden Rolle des Liberalismus in Frankfurt in der Zeit von 1866 bis 1914, dessen Wurzeln vor allem die liberal-demokratischen Traditionen des städtischen Handwerker- und Händlertums, eine breitgefächerte liberale Medienlandschaft und die sozialen und stifterischen Bemühungen jüdischer Bürger waren. Zunächst wird die Entwicklung des

Liberalismus in Frankfurt bis 1866 betrachtet. Nach der 1815 erfolgten Umwandlung Frankfurts in eine „Freie Stadt“ bestimmte die Konstitutionsergänzungsakte neben der Beseitigung der geburtsständischen Herrschaftsprivilegien die bürgerliche Zurücksetzung der jüdischen und ländlichen Bevölkerung der acht Frankfurter Ortschaften und band das Bürgerrecht an den Vermögensnachweis von 5000 Gulden, womit etwa drei Viertel der Frankfurter Bevölkerung von der Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung ausgeschlossen wurden. Nach der Stadtverfassung übte der 42köpfige Senat den größten Einfluß aus, während der 51 Mitglieder umfassende Ständige Bürgerschaft und die Gesetzgebende Versammlung von geringerer Bedeutung waren. Dieses auf mittelalterlichen Verhältnissen beruhende Verfassungsprinzip wurde den Ansprüchen weiter Teile der jungen Intelligenz und Kaufmannschaft nicht gerecht, die nach dem Ausbruch der Pariser Julirevolution von 1830 immer vernehmlicher eine Mitsprache im Stadtrecht forderten und ihre Ansprüche am ehesten durch eine Reform des Deutschen Bundes gesichert sahen. Wortführer der neuen liberalen Bewegung in Frankfurt war der jüdische Rechtsanwalt Maximilian Reinganum, der vor allem durch seine „Protestation deutscher Bürger für die Preßfreiheit in Deutschland“ bekannt geworden war. Erst die Ereignisse des Jahres 1848 sollten jedoch den Forderungen dieser liberalen Kräfte wenigstens kurzfristig zum Durchbruch verhelfen. Nach dem Scheitern der 48er Revolution und dem Triumph der Reaktion stagnierte die bürgerlich-liberale Bewegung in der Mainmetropole und trat erst ab 1857 wieder stärker im politischen Leben der Stadt hervor. Ihre einflußreichsten Organisationen waren damals der Kongreß deutscher Volkswirte und der Nationalverein, die auf dem Boden des von Preußen geführten Zollvereins eine kleindeutsche Lösung unter Ausschluß Österreichs anstrebten. Nach der Annexion von 1866 traten in Frankfurt nach preußischem Muster der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung an die Stelle der bisherigen städtischen Gremien. Die neue Ära führte zu einer Polarisierung der liberalen Kräfte, die im linksliberalen Demokratischen Wahlverein – sein Ziel war die Förderung der demokratischen Entwicklung der staatlichen und städtischen Angelegenheiten – und in der die Politik Bismarcks unterstützenden Nationalliberalen Partei sichtbar wird.

Ein eigenes Kapitel ist der Organisation und Entwicklung der liberalen Parteien im Wilhelminischen Frankfurt gewidmet. Der 1868 gegründete Frankfurter Demokratische Wahlverein vertrat unter der Führung Leopold Sonnemanns eine großdeutsch-republikanische Politik und trat für die Verteidigung der alten Rechte aus der freistädtischen Zeit Frankfurts ein. Er beruhte in sozialpolitischer Hinsicht auf dem Programm Johann Jacobys und sah nach 1870 eine durchgreifende Reform der Gemeindeverfassung im Sinne der kommunalen Selbstverwaltung als vordringliche Aufgabe an. Seine Anhängerschaft war relativ breitgefächert, was ihn als „radikal-bürgerlichen Volksverein“ erscheinen ließ. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges war der Demokratische Verein die aktivste liberale Gruppierung in Frankfurt. Sein wichtigstes Presseorgan war die 1856 von Leopold Sonnemann gegründete „Frankfurter Zeitung“, die eine preußenfeindliche Linie verfolgte und zahlreichen Pressionen seitens der Regierung ausgesetzt war. Zum liberalen Spektrum gehörte auch der Anfang der 1870er Jahre gegründete Verein der Fortschrittspartei, der sich vor allem aus Angehörigen der Mittelschicht zusammensetzte und den vermeintlich internationalen Tendenzen des Demokratischen Vereins eine mehr nationale Ausrichtung seiner Politik entgensetzte. Auf kommunalpolitischer Ebene kam es häufiger zu einem Zusammenwirken der beiden größeren liberalen Konkurrenzvereine, da man sich in vielen Fragen weitgehend einig war. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts besaßen die Liberalen demokratischer und fortschrittlicher Provenienz die uneingeschränkte Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung. Nach der Jahrhundertwende mußten sie sich mehr und mehr mit der Sozialdemokratie auseinandersetzen, die infolge der Zuwanderung proletarischer Schichten wachsendes politisches Gewicht erhielt. Vor allem aus dieser Abwehrhaltung heraus kam es 1910 zum linksliberalen Zusammenschluß des Fortschritts-, Demokratischen und Nationalsozialen Wahlvereins – letzterer ist mit dem Wirken Friedrich Naumanns eng verbunden und hatte eine Politik der Macht nach außen und der Reform nach innen auf sein Panier geschrieben. Im Gegensatz zu den linksliberalen Parteien repräsentierten die Frankfurter Nationalliberalen stärker die kapitalistische, patrizische Oberschicht und den Alten Mittelstand, d. h. die führenden Köpfe der Frankfurter Geschäftswelt. Sie bejahten die Sozialgesetzgebung Bismarcks und die Unterdrückung der Sozialdemokratie, deren Einfluß sie durch die Beibehaltung des Zensuswahlrechts einzudämmen suchten. Alle ihre Bemühungen konnten aber die langsame Integration der Frankfurter Sozialdemokratie in die kommunale Verwaltung nicht verhindern.

Das letzte Kapitel des Buchs behandelt die liberale Politik in der Stadtverordnetenversammlung – wichtige Fragen waren hier die Herabsetzung des Wahlzensus von 1200 auf 900 Mark, das Verhältnis von Stadtverordnetenversammlung und Magistrat und die Gründung der

Frankfurter Universität. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die Übersicht über die Stadtverordnetenwahlen von 1867 bis 1914, deren Ergebnisse im folgenden einzeln kommentiert werden. Maßgebend für die Stadtverordnetenwahl war das auf der preußischen Städteordnung beruhende Gemeindeverfassungsgesetz vom 25. März 1867. Es bestimmte, daß die Hälfte der Stadtverordneten Hausbesitzer sein und alle zwei Jahre ein Drittel ausscheiden und in Ergänzungswahlen ersetzt werden mußte. Im Laufe der Zeit nahm die Zahl der bei Stadtverordnetenwahlen kandidierenden Parteien und Vereine zu. So beteiligten sich an der Kommunalwahl 1882 neben den drei liberalen Vereinen das Bürgerkolleg, die Zentrumsparterie, die Konservativen, die Sozialdemokraten, die Handwerkerpartei, der Ostendverein, der Bezirksverein Alt-Frankfurt und der Bezirksverein Sachsenhausen. Wegen des die unteren Schichten benachteiligenden kommunalen Wahlrechts durfte zwischen 1871 und 1914 nur ein Drittel bis die Hälfte aller Frankfurter, die das Reichstagswahlrecht besaßen, an den Kommunalwahlen teilnehmen. Das Festhalten am Zensuswahlrecht erschien den Liberalen als das geeignete Mittel, das Aufkommen der Sozialdemokratie zu verhindern und ihre Hegemonie innerhalb der städtischen Kollegien zu bewahren. Dabei wurden sie jedoch zunehmend in die Defensive gedrängt, da sie die vordringlichen gesellschaftlichen Probleme der Zeit nur ungenügend zu lösen vermochten.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das hier angezeigte Buch einen umfassenden Einblick in den Frankfurter Liberalismus zwischen 1866 und 1914 vermittelt, der damals entscheidend das politische Leben der Mainmetropole bestimmte. Seinen Bemühungen war es zu verdanken, daß Frankfurt vor dem Ersten Weltkrieg vor allem im wirtschaftlichen Bereich einen großen Aufschwung nahm, wobei allerdings die zahlreichen ungelösten sozialen Fragen als Schattenseiten hervortraten. Dank den Ergebnissen dieser Dissertation wird es künftig leichter möglich sein, die Rolle des Liberalismus in der Wilhelminischen Zeit objektiver zu beurteilen.

Stefan Hartmann

Lammel, Siegbert: Zur Entstehung von Handelsrecht. Die Beteiligung des Handelsstandes an der Handelsgesetzgebung in der Freien Stadt Frankfurt am Main im 19. Jahrhundert (Studien zur Frankfurter Geschichte, hrsg. von Wolfgang Klötzer und Dieter Rebentisch, Bd. 22). Frankfurt/Main: Verlag Waldemar Kramer 1987, 372 S.

Zunächst wird in vorliegender Habilitationsschrift das Frankfurter Handelsrecht von 1800 bis 1866 als Forschungsgegenstand behandelt. Frankfurt wurde ausgewählt, weil sich in seiner Gesetzgebung wie in einem Prisma die Tendenzen der Handelsgesetzgebung im deutschen Rechtsraum widerspiegeln. Für die Handelsgesetzgebung der Reichsstadt war neben einer Neufassung der Wechselordnung von 1739 und dem Problem der Einführung des Code de Commerce zur Zeit des napoleonischen Großherzogtums Frankfurt die Übernahme des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs und der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die wichtigste Frage. Aufschlußreich ist der Hinweis, daß trotz der weitgehenden Homogenität der politisch maßgebenden Bevölkerungsschicht Frankfurts nicht von einem Gleichklang zwischen Staats- und Handelsinteressen bei der Schaffung neuer Rechtsnormen gesprochen werden kann, weil das Stadtr Regiment in handelsrechtlichen Fragen häufig eine andere Haltung als die Bürgerschaft einnahm. Eingehend werden im ersten Teil die verfassungspolitischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Frankfurt beschrieben. Nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft wurde die alte reichsstädtische Verfassung mit gewissen Veränderungen wiederhergestellt. Nach der Konstitutionsergänzungsakte von 1816 konnte die Bürgerschaft nur von christlichen Bürgern gebildet werden, die über ein Vermögen von 5000 Gulden verfügten. Die wichtigsten städtischen Gremien waren die sowohl von Personen der Exekutive als auch der Legislative gebildete Gesetzgebende Versammlung, der sich aus den Bänken der Schöffen, Senatoren und Handwerker zusammensetzende Senat sowie die praktisch bedeutungslose Ständige Bürgerrepräsentation, deren Wahl durch ein Wahlmännerkollegium und anschließenden Losentscheid aus allen christlichen Bürgern erfolgte. Die dominierende Berufsgruppe in allen städtischen Gremien war der Handelsstand, der bereits 1816 die Einrichtung einer eigenen Behörde für Handelssachen gefordert hatte. Im Handelskammergesetz des folgenden Jahres wurde diesem Anliegen weitgehend Rechnung getragen. Als nachteilig empfand indes der Handelsstand die Unterstellung der neuen Handelskammer unter obrigkeitliche Autorität und die Unmöglichkeit, auf anderem Wege seine Interessen wahrzunehmen. Auch in der internen Organisa-

tion der Handelskammer gab es zahlreiche Einschränkungen wie den Ausschluß der jüdischen Händler, fremden Kaufleute und unselbständigen Handeltreibenden einerseits und eine Einengung hinsichtlich der in ihr vertretenen Berufsgruppen andererseits. Allen Abänderungswünschen zum Trotz konnte die Handelskammer von 1817 bis 1866 ihren Charakter als Kollegium der Großhändler mit starker Betonung auf Geldgeschäfte bewahren, wozu auch ihr quasi selbstergänzender Wahlmodus beitrug. Sie verstand sich im wesentlichen als Interessenvertretung der Fernhändler, die sich durch das Eindringen der Handwerker in den innerstädtischen Handel gefährdet sahen. Großen Einfluß auf die Politik der Handelskammer übte der sich im 19. Jahrhundert vollziehende Wandel Frankfurts vom allgemeinen Handelsplatz zum Finanzplatz und Luxuswarenhandel aus. Das zeigte ihre Taktik gegenüber dem preußisch-hessischen, bayerisch-württembergischen und mitteldeutschen Zollbund, die allerdings insofern ergebnislos verlief, als an dem unter preußischer Führung stehenden Zollverein kein Weg vorbeiführte. Vor allem die Umleitung der Warenströme über das nassauische Höchst und das hessen-darmstädtische Offenbach hatte den Frankfurtern plastisch vor Augen geführt, daß der Beitritt ihrer Stadt zum Deutschen Zollverein unumgänglich war.

Der zweite Teil des Buchs beschäftigt sich mit dem Kampf um eine Kodifikation des Handelsrechts einschließlich eines selbständigen Handelsgerichts. Ausgehend von der Ergänzung oder Neufassung auf der Basis der Wechsel- und Merkantil-Ordnung von 1739, werden die Bemühungen um Einführung des Code de Commerce anhand zahlreicher Gutachten von Juristen und Kaufleuten und um die Vorbereitung eines neuen Handelsgesetzbuches geschildert. Der Plan zur Errichtung eines selbständigen Handelsgerichts ging bereits auf die reichsstädtische Zeit zurück und gewann nach 1815 zunehmende Aktualität. Die tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen der Handelskammer und dem Senat über die Zusammensetzung und Funktion dieses Gerichts verhinderten jedoch die Verwirklichung des Vorhabens. Die Übernahme der großen Handelsrechtskodifikationen wie der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung und des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches verdeutlichen, daß seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf handelsrechtlicher Ebene kein Alleingang Frankfurts mehr möglich war.

Im dritten Teil werden die Handels- und Wirtschaftsgesetzgebung für Teilbereiche wie Börsenanschlüsse und Handelsregister, Makler-Syndikat und -Gesetz behandelt. Der vierte Teil hat die Verdrängung der staatlichen Gesetzgebungskompetenz durch Satzungsautonomie bei genehmigungspflichtigen Unternehmen, u. a. bei Bank-Gründungen und Aktiengesellschaften, zum Gegenstand, und in Teil 5 wird die Auflösung der ständischen Wirtschaftsordnung durch die Neuordnung des Gewerberechts und die Aufhebung der Zunftbeschränkungen erörtert. Die abschließenden Ausführungen betreffen den Handelsstand und Gesetzgeber in frühliberaler Gesellschaft, wobei die Frage der Regelung oder Freiheit des Handels ein vordringliches Problem bildet.

Die hier angezeigte Studie läßt den großen Anteil des Handelsstandes an der Handelsgesetzgebung in Frankfurt erkennen. Sie zeigt, daß die Frankfurter Handelspolitik vor allem von den Großkaufleuten und Bankiers gestaltet wurde, die über ihre Vorrechte eifersüchtig wachten, was sich auch in der reformfeindlichen Haltung der Handelskammer zeigt. Deutlich wird vor allem, daß der Frankfurter Handelsstand die anstehenden Fragen einer zu schaffenden Handelsgesetzgebung nicht aus eigener Kraft lösen konnte, sondern dabei auf zwingende Anstöße von außen angewiesen war, wie aus der Übernahme der großen Handelsrechts-Kodifikationen zu ersehen ist.

Stefan Hartmann

Kramer, Waldemar (Hrsg.): Frankfurt. Chronik. 3. erweiterte Auflage. Frankfurt/Main: Verlag Waldemar Kramer 1987, 492 S., 400 Abb., gebunden, 89,- DM.

„Was ist also heute nötig? Die Frankfurter Geschichte muß in ihrem umfassenden Reichtum an kulturellen Ereignissen und geschichtlichen Begebenheiten von Anbeginn bis in unsere Zeit hinein so anschaulich wie möglich den Frankfurtern vor Augen geführt werden“ (S. 8). Um dem so formulierten Ziel näher zu kommen, bietet Waldemar Kramer die Frankfurter Geschichte von den Anfängen im Jahr 793 bis zur Gegenwart (1986) in Form einer reich bebilderten Chronik dar. Er hat die annalistische Form gewählt, da diese „sich besonders dafür (eignet), aus der Fülle der Tatsachen diejenigen auszuwählen, die uns heute noch etwas bedeuten“ (S. 10). Daß diese Auswahl manchmal etwas kurios ausfällt, muß wohl hingenommen werden.

So vermerkt der Annalist beispielsweise zum Jahr 1939 (S. 420) insgesamt 27 Zeilen. Zirka die Hälfte dieses Berichts beschäftigt sich mit der Ernennung des Komponisten Hans Pfitzner zum Ehrenmitglied der Frankfurter Oper und mit dessen Schmerzenskind: „Die Rose vom Liebesgarten“. Immerhin wird auf den letzten anderthalb Zeilen noch der Beginn des Zweiten Weltkrieges mitgeteilt.

Nun sollte man zwar über Geschmack nicht streiten, aber die Auswahl historischer Fakten ist nicht nur eine Geschmacksfrage. Zum Glück ist die zitierte Passage nicht die Regel, obwohl sie nicht allein steht. Ob eine streng nach Jahren gegliederte Chronik überhaupt noch eine zeitgemäße Form der Vermittlung historischen Wissens ist, will ich dahingestellt sein lassen. Immerhin erfährt man trotz allem manches Wissenswerte über die Frankfurter Geschichte. Der für ein breites Publikum geschriebene Text ist gut lesbar, und eine Vielzahl oft doppelseitiger Bilder unterstützt die anschauliche Darstellung. Auch ein knappes Literaturverzeichnis, in dem weiterführende Frankfurter Bibliographien notiert sind, und ein Personen- und Sachregister sind vorhanden.

Gerhard Sattler

Bothe, Friedrich: Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Unveränderter Nachdruck der dritten, erweiterten Auflage von 1929. Würzburg: Weidlich 1988, 2. Aufl., 396 S., 94 Abb. (ISBN 3-8035-8920-7).

Die „Geschichte der Stadt Frankfurt am Main“ von Friedrich Bothe war, als sie 1929 in dritter, erweiterter Auflage (erste Ausgabe 1913 bei Diesterweg) erschien, eine bis in ihre Zeit auf den neuesten Stand der (Er-)Kenntnis fortgeschrittene Darstellung. Sie spiegelt, wie der Sohn des Verfassers, Hans Bothe, im Vorwort des Nachdrucks zutreffend feststellt, den Geist einer als „glücklich“ empfundenen Epoche, „in der 1925 bis 1930 . . . Frankfurt zu einer lebendigen, neuen Bestrebungen auf vielen Gebieten weit geöffneten Stadt geworden war“. Bothes Stadtgeschichte, der ohnehin reichen Frankfurt-Literatur im Weidlich-Verlag zugesellt, gilt – auch unter Berücksichtigung heutiger wissenschaftlicher Ansprüche – als herausragende Gestaltung. Daß sie jetzt in einer in jeder Hinsicht editorisch gelungenen Nachdruckausgabe vorgestellt wird, füllt Lücken nicht nur in den Regalen von Frankfurteniens-Sammlern und Bibliotheken. Die Historie dieser in den Schnittpunkten vieler Entwicklungslinien gelegenen Stadt ist so sehr „gesamtdeutsche Geschichte“ auch vor und nach 1848, daß dem Band eine Ausstrahlung über den engen Bezugsbereich hinaus zu wünschen ist. Dem Verlag gilt der Dank für sein wichtiges Engagement und die ansprechende, alle Wünsche hinsichtlich der Ausstattung befriedigende Ausgabe.

Helmut Burmeister

Schmid, Armin und Renate: Frankfurt in stürmischer Zeit 1930–1933. Stuttgart: Konrad Theiss-Verlag 1987, 224 S., zahlr. Abb. i. Text.

Die vorliegende Veröffentlichung gibt in Form einer Chronik einen Überblick über die wichtigsten Ereignisse der Geschichte Frankfurts von der Endphase der Weimarer Republik bis zur Etablierung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Dank einer dokumentarischen Analyse von Magistratsakten, Protokollen der Stadtverordnetenversammlung und zeitgenössischen Zeitungsartikeln können die Ursachen der nationalsozialistischen Machtergreifung im traditionell liberalen Frankfurt mit einer sich nicht nur wirtschaftlich, sondern auch künstlerisch und geistig weit über die Grenzen der Stadt hinaus betätigenden jüdischen Gemeinde aufgezeigt werden. Obwohl die Voraussetzungen für den Erfolg der NS-Agitation in der Mainmetropole ungünstiger als andernorts zu sein schienen, wirkten sich auch hier die im Oktober 1929 ausgebrochene Weltwirtschaftskrise und die von ihr ausgelöste Massenarbeitslosigkeit zugunsten der Hitler-Bewegung aus. Hinzu kam die immer stärker zutagetretende innere Zerrissenheit der Weimarer Republik, die von Nationalsozialisten und Kommunisten in gleicher Weise bedrängt wurde. Das oben angezeigte Buch verdeutlicht, daß bereits Anfang 1930 der Frankfurter Magistrat der wachsenden Finanzprobleme nicht mehr Herr werden konnte, woraus die Radikalen auf dem rechten und linken Flügel Nutzen zogen und ihre Agitation zunehmend auf die Straße verlegten. Die Angriffe richteten sich hauptsächlich gegen den Oberbürgermeister Landmann, dessen Sparkurs bei der Winterbeihilfe angesichts der hohen Gehälter, die die Magistratsmitglieder empfingen, als unsozial und korrupt hingestellt wurde. Wegen des gewaltigen Defizits im Stadtsäckel konnte der Architekt Ernst May sein zur Beseitigung der katastrophalen Wohnungsnot entwickeltes Bauprogramm – es sah die Errichtung von

Fertighäusern anstelle der traditionellen Ziegelbauten vor – nur in Ansätzen verwirklichen. Wie düster der Auftakt der 30er Jahre war, zeigte sich auch in den zunehmenden Bankrotten der Geldinstitute, der Erhöhung der Brotpreise, im Anstieg der Arbeitslosenzahl auf ein Sechstel der Frankfurter Bevölkerung am 1. Juli 1930, den Zwangsräumungen von Wohnungen, deren Mieter ihren Zahlungsverpflichtungen nicht mehr nachkommen konnten, und in der überall sichtbaren wirtschaftlichen Depression, die alle Gewerbe- und Industriezweige erfaßte. Mit allen verfügbaren Mitteln versuchten die Stadtväter, dieser Misere Herr zu werden, wozu auch die Bewerbung um die Olympiade 1936 gehörte. Als besonders nachteilig für Frankfurt erwies sich, daß nach dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise profitable internationale Messen nicht mehr zustandekamen, wodurch dieser wichtige Erwerbszweig der Mainmetropole nahezu völlig zum Erliegen kam.

In dieser dunklen Zeit gab es aber auch erfreuliche Ereignisse wie den Befreiungstag am 30. Juni 1930, an dem die Räumung des Rheinlands durch die Franzosen festlich begangen wurde. Ein wichtiges Ereignis im kulturellen Leben der Stadt war am 28. August 1930 die im Kuratorium nicht unumstrittene Verleihung des Goethepreises an Sigmund Freud. Eingehend beschäftigte sich die Frankfurter Presse mit der Reichstagswahl am 14. September 1930, in der die NSDAP in Frankfurt 20,8 Prozent der Stimmen errang und damit dort zur zweitstärksten Partei wurde. Nicht zustimmen kann der Rezensent der Meinung der Verf. des hier angezeigten Buchs, die Deutsche Volkspartei (DVP) habe mit der NSDAP und der KPD zu den antiparlamentarischen Parteien gehört. Die DVP hatte vielmehr als Partei Stresemanns großen Anteil am parlamentarischen Leben der Weimarer Republik und am Kurs der Reichsregierung, mit den Kriegsgegnern von 1914–1918, vor allem Frankreich, zu einer Verständigung zu gelangen. Aufschlußreich sind die Hinweise über die gesellschaftlichen Zirkel Frankfurts jener Zeit, wofür der Salon Lilly von Schnitzlers und der sich im Hause Paul Oppenheimers versammelnde Intellektuellenkreis Beispiele sind.

Im folgenden wird anhand von Nachrichten aus den Jahren 1931 und 1932 die fortschreitende Zerrüttung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens – genannt seien hier diffamierende Angriffe der KPD und NSDAP gegen Oberbürgermeister Landmann, die erschreckende Zunahme der Erwerbslosen, der Anstieg der Kriminalität, die Ausschreitungen anlässlich der Aufführung des Antikriegsfilms „Im Westen nichts Neues“, die Ausbreitung des Felddiebstahls und die sich häufenden Schlägereien auf der Straße zwischen Anhängern der NSDAP und KPD – veranschaulicht. Trotz der Pressionen von allen Seiten nahm das städtische Leben seinen Fortgang. Kunst und Wissenschaft konnten letztmals vor der nationalsozialistischen Machtergreifung ihre ganze Vielfalt und Individualität entfalten und damit die Bedeutung der Kulturmetropole Frankfurt unterstreichen. Pfingsten 1931 fanden zahlreiche Tagungen in Frankfurt statt, die an seine frühere Rolle als Kongreßstadt anknüpften. Weitere erwähnenswerte Ereignisse jener Zeit sind die Umwandlung des Frankfurter Palmengartens in einen städtischen Regiebetrieb, die Berufung des Stadtkämmerers Bruno Asch als Finanzdezernent nach Berlin, die Fertigstellung des neuen Gewerkschaftshauses in der Bürgerstraße, der Beschluß der Altstadtanierung, das 75jährige Jubiläum der Frankfurter Zeitung, die Veranstaltungen zum Goethejahr 1932, die Landung der DO X, des größten Flugzeugs der Welt, auf dem Main bei Griesheim und das Deutsche Sängerbundfest.

Das Jahr 1933 begann mit unheilvollen Vorzeichen. Im Januar suchte eine Grippeepidemie Frankfurt heim, die bei einer gleichzeitigen Kältewelle und zutagetretendem Kohlenmangel mehrere Todesfälle verursachte. Am 30. Januar, dem Tag der nationalsozialistischen Machtergreifung, kam es in Frankfurt vielerorts zu tätlichen Angriffen der SA auf ihre politischen Gegner. Aufschlußreich ist, daß in der Mainmetropole im Gegensatz zu Berlin die Kundgebungen der Nationalsozialisten relativ kläglich ausfielen. Schon einen Monat später hatte sich hier dank der zunehmenden Unterdrückung und Ausschaltung der demokratischen Kräfte das Bild gründlich gewandelt. Ungehemmt entfalteten die NSDAP und ihre Organisationen ihre propagandistischen Aktivitäten, die sich u. a. gegen Oberbürgermeister Landmann und den Polizeipräsidenten Steinberg richteten. Nach der letzten halbwegs freien Wahl am 5. März 1933, die der NSDAP in Frankfurt 44 Prozent der Stimmen einbrachte, beseitigten die Nationalsozialisten die noch vorhandenen demokratischen Institutionen und begannen mit der Entfernung der Juden aus dem öffentlichen Leben, was besonders in den Bereichen Wirtschaft und Kultur die nachteiligsten Folgen hatte, weil gerade hier die Juden beachtliches Engagement entwickelten und Frankfurt zur überregionalen Bedeutung verholfen hatten. Von diesem Aderlaß sollte sich die Stadt nicht mehr erholen. Im Zuge der zunehmenden Knebelung der freien Meinungsäußerung, die in der Gleichschaltung der Medien sichtbar wurde, und in der öffentlichen Verbrennung der Werke „mißliebiger“ Autoren ihr böses Echo fand, verlor Frankfurt seinen traditionell toleranten und liberalen Charakter, der es früher ausgezeichnet hatte.

Von dieser dokumentarischen Analyse läßt sich mit Recht sagen, daß sie am Beispiel Frankfurts die Ursachen für den Verfall der Demokratie und den Übergang zum nationalsozialistischen Zwangsstaat aufzeigt, wobei den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und der von ihr ausgelösten Massenarbeitslosigkeit eine Schlüsselstellung zukommt. *Stefan Hartmann*

Schembs, Hans-Otto: Frankfurt in den Jahren 1945 bis 1960. Würzburg: Verlag Weidlich 1987, 80 S., zahlr. Abb.

Der vorliegende Bildband zeichnet den Weg Frankfurts von der „Stunde Null“ im April 1945 bis 1960 in anschaulicher Weise nach. Nach der Besetzung durch die Amerikaner wenige Wochen vor der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches war etwa die Hälfte des Frankfurter Wohnraums völlig zerstört und ein Drittel beschädigt. Jeglicher Verkehr ruhte, die Versorgung stockte, und alles städtische Leben war zum Erliegen gekommen. Um so erstaunlicher ist die Schnelligkeit, mit der die Frankfurter dieses Chaos bewältigten und aller Schwierigkeiten ungeachtet zu einem normalen Leben zurückfanden. Schon bald verkehrten wieder die Straßenbahnen, der Zoo öffnete seine Tore, Radio Frankfurt nahm seine Sendetätigkeit auf, und am 1. August 1945 erschien als erste Tageszeitung in der amerikanischen Zone die „Frankfurter Rundschau“. Nach der Währungsreform folgte ein Jahrzehnt raschen Wiederaufbaus, in dem sich das moderne Frankfurt gleichsam wie Phönix aus der Asche erhob. An diesem Prozeß hatte neben der Besatzungsmacht und der Stadtverwaltung die gesamte Bevölkerung Frankfurts ihren Anteil. Bleibendes Verdienst erwarben sich hierbei der Kaufmann und Mäzen Georg Hartmann, der zusammen mit Professor Ernst Beutler die Wiederherstellung des Goethehauses betrieb, der Bankier Hermann Josef Abs, dem die Gründung der die Gelder der Marshallplan-Hilfe verteilenden Kreditanstalt für Wiederaufbau verdankt wird, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, die das Institut für Sozialforschung wiederaufbauten, und der hessische Ministerpräsident Georg August Zinn, der als gebürtiger Frankfurter seine Vaterstadt nach besten Kräften förderte. Segensreich für die Stadt wirkte sich die Wahl Walter Kolbs zum Oberbürgermeister aus, mit dessen Namen der Wiederaufbau der Paulskirche, des Goethehauses und des Altstadtgeländes verbunden ist. Wenn sich auch die Erwartungen Frankfurts, Hauptstadt des neugebildeten Landes Hessen oder der Bundesrepublik Deutschland zu werden, nicht erfüllten, wurde es dafür durch seine rasche Entwicklung zum führenden deutschen Wirtschafts- und Verkehrszentrum entschädigt. So stieg der Kraftfahrzeugbestand in Frankfurt wie in keiner anderen deutschen Stadt in den 50er Jahren auf über 100 000 an. Die aus der Bank deutscher Länder hervorgegangene Deutsche Bundesbank bewirkte eine Konzentration zahlreicher Bankzentralen in der Mainmetropole, die damit die Rolle Berlins übernahm. Hinzu kam, daß Frankfurt bald wieder an seine Tradition als erste Messestadt Deutschlands anknüpfen konnte, sich zum führenden Flughafen in der Bundesrepublik entwickelte und auch im kulturellen Bereich – u. a. durch die Gründung der Deutschen Bibliothek und eine neue Ära im Theaterleben – den Durchbruch ganz nach oben schaffte.

Die Abbildungen dieses Bandes sind breitgefächert und vermitteln einen plastischen Eindruck von den vielfältigen Aktivitäten Frankfurts und seiner Bürger in den ersten 15 Nachkriegsjahren. Sie schlagen einen Bogen von den dunklen Stunden des Jahres 1945, als Trümmer und Schwarzmärkte das Gesicht der Stadt bestimmten, zum pulsierenden Leben des modernen Frankfurt, in dem von Kriegseinwirkungen kaum noch etwas zu spüren ist. Erwähnenswert sind u. a. Bilder von der zur Jahrhundertfeier der Nationalversammlung wiederaufgebauten Paulskirche, der Einholung der 1942 beschlagnahmten Domglocken, dem Richtfest der wiederhergestellten Hauptwache, der Einweihung der Friedensbrücke an der Stelle der alten Wilhelmsbrücke, der Eröffnung des wiederaufgebauten Goethehauses im Beisein des Bundespräsidenten Theodor Heuss, der Einweihung der Synagoge im Westend, die an die Tradition der großen jüdischen Gemeinde Frankfurts vor der Schreckenszeit des Nationalsozialismus anknüpft, sowie vom ersten öffentlichen Parkhaus in Deutschland hinter der Katharinenkirche, das heute unter Denkmalschutz steht.

Das hier angezeigte Buch ist vor allem jüngeren Menschen, die das Kriegsende und die folgenden Notjahre nicht mehr persönlich erlebt haben, zur Lektüre und Betrachtung zu empfehlen. Sie werden dann sicher eher in der Lage sein, die großen Aufbauleistungen der häufig als „materialistisch“ verschrienen älteren Generation besser zu würdigen. *Stefan Hartmann*

Jüdische Geschichte und Kultur

Battenberg, Friedrich: Judenverordnungen in Hessen-Darmstadt. Eine Dokumentation. Wiesbaden: Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 1987 (Schriften . . . VIII), 342 S., 58, – DM (ISBN 3-921434-09-2).

Die im Untertitel bescheiden „Eine Dokumentation“ genannte Zusammenstellung der im Bereich Hessen-Darmstadt gültigen Judenverordnungen von 1524 bis 1806 leistet Großartiges. F. Battenberg bietet zum einen die nach gegenwärtiger Kenntnis vollständige Sammlung aller Verordnungen innerhalb der Landgrafschaft, wie sie bei Philipps Tod 1567 entstand, bis zur Einrichtung des Großherzogtums, einschließlich der Obergrafschaft Katzenelnbogen und der Herrschaft Eppstein, des Amts Braubach aus der Niedergrafschaft, des Oberfürstentums Hessen um Gießen und des hessischen Hinterlandes um Biedenkopf. Innerhalb der „Einführung“ stellt das Kapitel „Quellen und Forschungslage“ die doch bedeutenden Schwierigkeiten bei der Sammlung der oft als Einzelstücke in verschiedenen Archiven überlieferten Verordnungen bzw. der Erfassung der vielen teilweise nur noch in regestenartigen Inhaltsangaben greifbaren Gesetzgebungen dar. Es kann dabei – so Battenberg – „als wahrscheinlich gelten, daß mit dieser Textausgabe das schriftlich niedergelegte Judenrecht im wesentlichen bekannt ist“. Die 331 erfaßten Verordnungen werden zumeist im Wortlaut, z. T. nur in den die Juden betreffenden Auszügen und – soweit nur sekundär ermittelt – in Form von Inhaltsangaben publiziert. Alle sind versehen mit Hinweisen auf die Quellen und Archivstandorte, mit Anmerkungen und Querverweisen. So kann die Sammlung die Voraussetzung sein für eine beispielhafte Darstellung der Rechts- und Sozialgeschichte einer sozialen und religiösen Minderheit in einem geschlossenen Territorium, sobald die für den Vergleich notwendige Erfassung der allgemeinen Verordnungen erfolgt ist.

Doch F. Battenberg beläßt es nicht bei der Vorstellung des gesamten normativen Gesetzes- und Gebotsrechts. Sein ausführliches Vorwort zu dieser Ausgabe (S. 1–57, darin 341 absichernde Anmerkungen) ist bereits eine Einführung in die Rechts- und Sozialgeschichte der Juden, in die Entwicklungsgeschichte des Judenrechts und der rechtstechnischen Aspekte u. v. a. m.

Zwei Gesichtspunkte erscheinen vor allem wesentlich: Die Summe der Verordnungen wird zukünftig per Schlußfolgerung die anderweitig nicht überlieferte Wirklichkeit der Zeit zu erschließen erlauben, denn das Gebotsrecht spiegelt die Wirklichkeit und ihre Probleme, indem es auf sie und ihre Veränderungen reagiert. Da die Landesherren (fast ausschließlich) am wirtschaftlichen Erfolg ihrer jüdischen Untertanen interessiert waren, zeigen – zweitens – die privilegierenden Verordnungen sowohl die jeweiligen wirtschaftlichen Interessen der Fürsten wie sie andererseits die Wechselwirkungen verdeutlichen, die zwischen den staatlichen (An-)Forderungen und der Ausbildung der von den Juden vornehmlich ausgeübten Berufe bestehen. Zugleich wird erkennbar, wie es – gewissermaßen staatlich gesteuert – zu den ja besonders extremen sozialen Unterschieden innerhalb der Judenschaft kommen konnte.

Da sich die hessen-darmstädtische Gesetzgebung – trotz gewisser Varianten – innerhalb des in den deutschen Territorialstaaten Üblichen bewegt, ist dieser ausgezeichnete Sammelband auch für andere deutsche Länder beispielhaft sowohl Inhalt wie Gestaltung betreffend.

Helmut Burmeister

Hahn, Joachim: Synagogen in Baden-Württemberg. Mit einem Geleitwort von Dietmar Schlee. Hrsg. vom Innenministerium des Landes Baden-Württemberg. Stuttgart: Konrad Theiss-Verlag 1987, 134 S., 110 Abb. (davon 7 farbig) kart., 19,80 DM.

„Das südwestdeutsche Judentum im Spiegel seiner Gotteshäuser“ – so oder ähnlich könnte ein programmatischer Untertitel zu der hier vorzustellenden Schrift von Joachim Hahn lauten. Sachkundig und engagiert, „gleichsam mit Herz und Verstand“, wie es im Geleitwort von D. Schlee treffend heißt, ist es dem Autor gelungen, die Geschichte des baden-württembergischen Judentums einfühlsam nachzuzeichnen, indem er den Blick auf die Synagoge als *den* zentralen Mittelpunkt jüdischen Lebens in der Diaspora lenkt. Dies ist wortwörtlich zu ver-

stehen: Neben informativen Textbeiträgen in zehn Kapiteln bemüht sich J. Hahn – im Hauptberuf Pfarrer – um eine Visualisierung seines Sujets. 110 Abbildungen in durchweg guter Wiedergabequalität spiegeln eindrücklich das Auf und Ab deutsch-jüdischer Lokalgeschichte bis zu deren brutalem Ende im NS-Terror wider. Die 151 bis dahin im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg noch existierenden Synagogen und Betsäle wurden in der Pogromnacht 1938 fast alle zerstört, zumindest aber demoliert und geschändet. Deutlich sichtbar wird in der Bildauswahl, daß die Blütezeit des deutschen Judentums auch im Südwesten im 19. Jahrhundert lag. Repräsentative Synagogenbauten unterschiedlichster Stilrichtungen traten in Stuttgart, Ulm, Karlsruhe, Freiburg u. a. Orten in optische Konkurrenz zu den christlichen Kirchenbauten. Aber nicht nur diese Renommierobjekte, auch die schlichteren Landsynagogen – optisch in ihrer Funktion als Sakralgebäude schwerer erkennbar – sind in dieser vom baden-württembergischen Innenminister herausgegebenen Schrift zahlreich vertreten und vermitteln aufgrund ihrer Unauffälligkeit einen guten Eindruck von der Integration der Juden in ihre christliche Umwelt. Allgemein-historische wie bauliche Besonderheiten des Synagogenbaus („Aron Hakodesch“ im Osten, „Almemor“ und „Ner Tamid“, Portalinschriften und Deckenmalereien) runden die Darstellung ab und sind neben Außen- und Innenaufnahmen der Gebäude auch visuell in bescheidenem Maße vertreten. Insgesamt haben die historischen Aufnahmen zahlenmäßig ein leichtes Übergewicht gegenüber den Abbildungen der Gegenwart. Einen Schwerpunkt nimmt mit 43 S. der Darstellung das Schicksal der Synagogengebäude nach 1945 ein. Abriß, Zweckentfremdung (als Kirchen, Rathaus, Wohnhaus oder Lagerhalle und Fabrik) und Gedenksteine am ehemaligen Standort sind genauso dokumentiert wie die vorbildlich gelungenen Restaurierungen der Gebäude, u. a. in Sulzburg, Michelbach a. d. L., Freudenthal, Hechingen oder Hemsbach, letzteres übrigens ein Beispiel für das ausgesprochen positive Engagement der Landesregierung in Stuttgart, die in das 1979 beschlossene „Schwerpunktprogramm Denkmalpflege“ auch Synagogengebäude mit aufnahm. Die hessische Landesregierung kann hier nur lernen, selbst wenn auch in Südwestdeutschland in dieser Hinsicht die Bäume nicht in den Himmel wachsen: Nüchtern benennt J. Hahn auch die Probleme des Denkmalschutzes in diesem Bereich, so u. a. auch die Frage der künftigen Nutzung solcher infolge des Genozids der Nazis funktionslos gewordenen Gebäude und der unvermeidbaren Folgekosten der Bauunterhaltung. Instruktiv ist hier der kurze Beitrag von Hubert Krins („Zum Denkmalwert und zur Denkmalpflege der Synagogen“) zu lesen.

Fazit: Ein auch für hessische Lokalhistoriker, Judaisten und Denkmalschützer anregendes, weil zum eigenen Handeln herausforderndes Buch. Michael Dorhs

Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln. Aus dem Jüdisch-Deutschen übersetzt, mit Erläuterungen versehen und hrsgg. von Alfred Feilchenfeld. – Nachdruck der 4. Aufl. Berlin 1923. Frankfurt/Main: Athenäum-Verlag 1987, 333 S., 25 Abb.

Diese Erinnerungen einer jüdischen Frau, die im 17. Jahrhundert teilweise in Hamburg lebte und zwölf Kinder gebar, sind ein anschauliches und mit Spannung erfülltes Dokument für die Möglichkeiten jüdischer Lebensgestaltung in der Epoche des Absolutismus. Diese Denkwürdigkeiten kannten bis zum Ende der Weimarer Republik mindestens vier verschiedene Auflagen. Die äußere Einteilung in sieben „Bücher“ folgt im wesentlichen den Lebensabschnitten dieser Jüdin.

Nach dem Tode ihres Gatten beginnt die Glückel im Alter von 43 Jahren, ihr Buch zu schreiben. Aus ihrer früheren Kindheit berichtet sie über Altona: Wenn die armen Menschen (Juden) *herausgegangen sind, sind sie oft ihres Lebens nicht sicher gewesen wegen des Judenhasses, der bei Bootsleuten, Soldaten und anderem geringen Volk herrschte, so daß eine jede Frau Gott gedankt hat, wenn sie ihren Mann wieder glücklich bei sich hatte* (S. 16). Aber es gab auch ziemlich vermögende Juden, die über 10000 Reichstaler damals (1650) verfügten. Ihr Vater handelte mit Edelsteinen und hatte *ein gutes Geschäft* (S. 18). Diese geschäftlichen Beziehungen reichten bis nach Danzig, wo über Mitarbeiter und dank von Kreditbriefen kleine Perlen und Bernstein eingekauft wurden.

Der Zusammenhalt in den Familien und unter Verwandten ist sehr eng; überhaupt spielen materielle Überlegungen bei vielen Entscheidungen, auch bei der Vorbereitung von Heiratsverträgen, eine sehr wichtige Rolle. Rechenhaftigkeit, geschäftliches Kalkül, Sparsamkeit und Fürsorge für Ehefrau und Kinder sind oft geübte Tugenden unter den Juden.

Die Pest ist eine gefährliche Geißel, der man sich durch überstürzte Flucht zu entziehen sucht (1664).

Diese Periode der Pest zieht materielle Verluste des Ehepaars nach sich (Zinsen, Jahreseinnahmen). Die Ehefrau hat bei den Geschäften ihres Gatten nicht nur eine beratende Rolle, sondern sie wirkt auch bei dem Abschluß eines Kompagniegeschäftes mit der Festlegung eines jährlichen Minimalgewinns von 1000 Talern mit. Die geschäftlichen Reisen ihres Gatten reichen bis nach Leipzig (Messe), Frankfurt (Messe), Amsterdam (Warenumschlagsplatz), Hildesheim; Mitarbeiter gehen nach Brabant. Es wird mit Kreditbriefen und Wechseln gearbeitet; als reich gelten Juden, wenn sie über 15000–20000 Taler verfügen, Tausende als Mitgift zahlen!

In der Judenschaft herrscht nicht nur Solidarität, es gibt auch Geschäftsbetrug, Neid, geschäftsschädigende Vergleiche, Veruntreuung von Kapital, unterlassene Hilfeleistung, Undankbarkeit.

Die Denkwürdigkeiten der Glückel sind über und über durchdrungen von Zitaten aus dem Talmud – *Wer über Vergangenes klagt, betet umsonst* (S. 99) –, der so zu einem Instrument des eigenen Lebens- und Weltverständnisses werden kann; er spendet dem kämpfenden und leidenden jüdischen Menschen in seinem Aufstieg und Niedergang Trost und Seelenfrieden.

Gerade der plötzliche Tod des Ehegatten macht die Jüdin zur Witwe mit acht kleinen Kindern, bringt 20000 Reichstaler Schulden an den Tag, verstrickt sie durch die Unfähigkeit ihres Sohnes in Berlin in weitere Zahlungszwänge, wogegen die glanzvolle Hochzeit ihrer Tochter in Cleve zu einem lichtvollen Gegenpol wird. – So dokumentieren die „Denkwürdigkeiten“ die Wechselfälle eines nach materieller Sicherung strebenden, frommen jüdischen Lebens im Kreise von Familie, Bekannten und der Altonaer Gemeinde. Volker Petri

Schubert, Kurt: Juden in Kirchhain. Geschichte der Gemeinde und ihres Friedhofs. Mit einem Beitrag zur Biographie des jüdischen Dichters Henle Kirchhan (1666–1757). Wiesbaden 1987 (= Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen IX). 78 S., 30 Abb. s/w, 14,– DM.

Daß jüdische Friedhöfe mehr sind als historisch aussagevolle Orte menschlicher Vergänglichkeit, ist längst eine Binsenweisheit geworden. Dennoch ist es immer wieder überraschend, welch sprechendes Zeugnis die manchmal bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden Grabsteine mit ihren Inschriften über die Sozialgeschichte des hessischen Landjudentums abzulegen in der Lage sind. Kurt Schubert hat dies am Beispiel des noch aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden jüdischen Friedhofs in Kirchhain (Lkr. Marburg-Biedenkopf) eindrücklich bestätigt. Ausgehend von den Ergebnissen einer (unter Begleitung durch Prof. D. Conrad, Marburg) erfolgten photographischen Gesamtaufnahme des Friedhofs und der schriftlichen Fixierung (incl. Übersetzung!) ihrer Inschriften, entfaltet K. Schubert auf knappem Raum ein anschauliches, durch sachkundige Hintergrundinformationen detailgenaues Bild jüdischen Lebens auf dem Lande, das – wie überall in Hessen – mit der Vernichtungspolitik der Nazis gewaltsam ausgelöscht worden ist. In beeindruckender Weise gelingt es ihm, die – mit Ausnahme des baulichen Restes der früheren Synagoge – letzten steinernen Zeugnisse des Kirchhainer Judentums zum Reden zu bringen, indem er die Namen der dort Begrabenen und die Grabsteininschriften mit umfangreichem Aktenmaterial des Staatsarchivs Marburg in Beziehung setzt. Das Ergebnis überzeugt! Nach einem einführenden Kapitel zur Gemeindegeschichte (mit Schwergewicht auf den Vorgängen der NS-Zeit), mit Angaben zur demographischen Entwicklung (sprunghafter Anstieg des jüdischen Bevölkerungsanteils nach jahrhundertelanger Konstanz auf 9% Gesamtbevölkerung Kirchhains 1910!), zur Berufsstruktur und zur gesellschaftlichen (Des-)Integration der Kirchhainer Juden sowie zu den schulischen und gottesdienstlichen Verhältnissen einer jüdischen Gemeinschaft in einer unverständigen und ablehnend eingestellten christlichen Umwelt (Kirchhain galt im 17. und 18. Jahrhundert als besonders antijüdisch eingestellte Stadt!), bietet K. Schubert in den beiden folgenden Kapiteln eine instruktive Einführung in die Geschichte und Eigenart des Kirchhainer Friedhofs. Unterstützt durch insgesamt 30 ausgezeichnete s/w-Abbildungen – als „roter Faden“ durchziehen sie das ganze Buch – (neben drei Aufnahmen der Gesamtanlage und der Wiedergabe einiger Schriftstücke fast ausschließlich Aufnahmen einzelner Steine, teilweise auch von deren charakteristischen Details) skizziert er die historische Entwicklung des Friedhofs selbst und der mit dem Bestattungswesen verbundenen rechtlichen und finanziellen Zwänge (z. B. die obliga-

torischen Begräbnisgeldzahlungen der Juden an die Stadtkasse noch bis 1865) der jüdischen Gemeinde. Schlußpunkt ist auch hier der Vandalismus der Nazis (die meisten Steine aus der Zeit zwischen 1820 und 1907 wurden zerstört!) mit dem 1938 erfolgten Verkauf und der 1940 vorgenommenen Schließung des Friedhofs. Behutsam führt K. Schubert seine Leser durch den verbliebenen Rest des Kirchhainer Friedhofs, erklärt die Eigenarten der jüdischen Grabsteingestaltung und -symbolik, übersetzt exemplarisch einige der poetischen Inschriften mit ihren teilweise formalisierten Ehrentitulaturen der Verstorbenen und bemüht sich, Verständnis zu wecken für die den Nichtjuden so fremde Wichtigkeit der unbegrenzten und ungestörten Totenruhe im Judentum und der daraus resultierenden andersartigen Grabpflege. Ein Grabinschriftenverzeichnis mit 135 Eintragungen, ein alphabetisches Namensregister dazu sowie eine Lageskizze erschließen in vorbildlicher Weise jedem Interessierten diesen Friedhof. In einem letzten Kapitel schließlich widmet sich K. Schubert jüdischer Familiengeschichte und Genealogie im Kirchhain des 17. und 18. Jahrhunderts. Eine besondere Rolle spielt dabei der jüdisch-deutsche Dichter und Volksschriftsteller Elchanan Henle Kirchhan, der 1757 in Kirchhain begraben und dessen Grabstein erst durch die Recherchen K. Schuberts (wieder) aufgefunden wurde. Kirchhan, dessen ethisch-erbauliches Buch in jüdisch-deutscher Sprache *SIMCHAT HANEFESCH* (= „Seelenfreude“) als das populärste Werk der älteren jiddischen Literatur gilt, ist neben dem berühmten, 1810 ebenfalls dort geborenen Arzt Benedikt Stilling sicher der bedeutendste Vertreter des Kirchhainer Judentums.

K. Schuberts Buch ist zu wünschen, daß es nicht nur in die wissenschaftlichen Bibliotheken Eingang findet, sondern auch in Kirchhain selbst viele Freunde gewinnen möge. Den Lehrern der örtlichen Gesamtschule kann der Einsatz dieses Buches (verbunden mit einer eigenen Erkundung des Friedhofs) nur dringend ans Herz gelegt werden. 40 Jahre (Ver-)Schweigen sind genug!

Michael Dorhs

Mettenheim, Heinrich v.: Carl von Mettenheimer (1824–1898). Werden, Wollen und Wirken eines alten Arztes in Briefen und Niederschriften (= Frankfurter Lebensbilder, hrsg. von der Historischen Kommission der Stadt Frankfurt am Main, Bd. XIX). Frankfurt a. M.: Verlag Waldemar Kramer 1985, 560 S. (zuerst erschienen in Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Heft 35, Berlin 1940).

Was der Sohn im Vorwort (S. 3) schreibt, ist ihm gelungen, nicht nur „seinen Nachkommen das Sinnen, Denken und Handeln dieses Mannes, wie es sich in seinen Briefen und sonstigen Niederschriften widerspiegelt, vor Augen zu führen“. Der Leser begrüßt es, daß der umfangreiche schriftliche Nachlaß des Arztes „für sich selbst sprechen“ kann und auch nicht geglättet oder harmonisiert werden sollte. Rein medizinische oder ganz familiäre Äußerungen sind allerdings möglichst weggelassen; so haben wir „zugleich einen Beitrag zu der Geistesgeschichte, insbesondere der Medizin, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts“ (S. 4) vor uns, ohne daß Historisches und Politik zu kurz kommen. Das ist durchaus auch den Anmerkungen (S. 373–519) mit ihrer Fülle von präzisen, vor allem biographischen Angaben zu verdanken. Hilfreich sind die Literaturliste und die zwei Register; zur Verlebendigung trägt die neue Bebilderung aus den Schätzen des Familienarchivs bei. Man kann froh sei, daß zur Ausstellung der Senckenbergischen Bibliothek 1985 die Zweitausgabe in Frankfurt herauskam, so daß ein gut betreutes Reprint neue Wirkung erzielen kann, nachdem die erste Auflage vorwiegend bei Spezialisten gutes Echo hervorgerufen hatte.

Was der Sohn einer Frankfurter Kaufmannsfamilie in seiner inneren Entwicklung und auf seinem interessanten Berufsweg – mit den Stationen in Göttingen, Berlin und wieder in seiner Vaterstadt, schließlich als Leibarzt in Schwerin – erlebte, was er an Hoffnungen und Enttäuschungen hegte und erfuhr, seine Auffassung vom Arztberuf, von Ethik und Religion, das erfahren wir weithin in Selbstzeugnissen dieses vielseitig begabten Menschen. Daß wir damit zugleich einen vertieften Einblick in seine Gegenwart gewinnen, u. a. in sein ablehnendes Verhältnis Bismarck gegenüber, ebenso in sein persönliches Bemühen um eine Einheit von Naturwissenschaft und Religion, macht die Lektüre anziehend und oft spannend. So wird man dem Sohn und der Enkelin dieses Arztes danken für die sorgsame Verfasserschaft und Betreuung, denn sie haben einen begrüßenswerten Beitrag zur biographischen Literatur geleistet. Gerade das uns scheinbar so naheliegende 19. Jahrhundert bedarf ja vieler und verschiedenartiger Zugänge zu seinem Verständnis.

Alfred Höck

Freeden, Herbert: Die jüdische Presse im Dritten Reich, Frankfurt/Main: Athenäum-Verlag 1987, 203 S. (ISBN 3-610-00401-0).

Der Verfasser ist ein aus Deutschland emigrierter Jude, der seit 1951 in Jerusalem als Publizist und Autor tätig ist und auch als Korrespondent für die „Frankfurter Rundschau“ arbeitete.

Der Leser erfährt in diesem Band, daß die jüdische Presse mit einer Auflagenhöhe von ca. 1,18 Mio. Exemplaren (1934) nur einen kleinen Teil des öffentlichen Zeitungswesens neben der politischen und sonstigen religiösen Presse in Deutschland darstellte. Die Lebensdauer dieser jüdischen Publikationsorgane – sie umfaßten politische Zeitungen, religiöse Blätter, Gemeindeblätter, Kulturzeitschriften und Vereinsorgane – reichte bis zum Verbot im Jahre 1938, doch auf Befehl von Goebbels mußte ein Ersatzorgan in Berlin und Wien von jüdischen Redakteuren bis 1942 publiziert werden!

Der Verfasser analysiert nicht einzelne Zeitungen oder Zeitschriften, sondern stellt seine Ausführungen unter bestimmte Themata, für die er das Material aus verschiedenen Organen sammelt. Die Quellenangaben sind den einzelnen Kapiteln angeschlossen, doch wird leider aus den Hinweisen über die benutzten Archive nicht deutlich, ob die eingesehenen Zeitschriften pro Jahrgang vollständig vorhanden sind oder nicht. Manche Sekundärwerke erscheinen nur unter dem Titel, ohne Angabe der jeweiligen Herausgeber.

Die Grundzüge der historischen Entwicklung des jüdischen Pressewesens in Deutschland seit etwa 1800 können vom Leser übersprungen werden, weil dieses Kapitel zu lückenhaft ist. Interessanter erscheint das Kapitel 4, in dem es um die Haltungen und Deutungen jüdischer Presseorgane zu den Ereignissen der NS-Revolution und ihren unmittelbaren Folgen geht. Diese Presse ist voller polemischer Richtungskämpfe und zeigt die Gespaltenheit hinsichtlich der Einschätzung und Bewertung der nationalsozialistischen Politik. Erst seit 1935 gewinnen das Thema „Palästina“ und die Auswanderung dorthin in den Spalten der Zeitungen an Raum. Es ist weiterhin bedrückend zu lesen, wie die jüdischen Redakteure teilweise die Folgen der Nürnberger Gesetze falsch einschätzten und wie sie sich gleichzeitig in eine realitätsferne Diskussion über das Wesen „jüdischer Kultur“ hineinflüchteten, während bei einem Teil der jüdischen Bürger der Prozeß der Verelendung und Diskriminierung durch die NSDAP bereits voll um sich griff. Ein unverständlicher Widerspruch in der NS-Politik ist die Tatsache, daß noch bis 1942 ein „Jüdisches Nachrichtenblatt“ erscheinen durfte, aber nur einen geringen Teil der amtlichen Bestimmungen gegenüber den Juden veröffentlichte! Insgesamt: ein schätzenswertes Werk zu einem bislang fast unbekanntem Thema. Volker Petri

Kropat, Wolf-Arno: Kristallnacht in Hessen. Der Judenpogrom vom November 1938. Eine Dokumentation. Wiesbaden: Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 1988 (Schriften . . . X), 294 S., div. Abb., 27,- DM (ISBN 3-921434-11-4).

Zum 50. Jahrestag der sog. „Kristallnacht“, des ersten in aller Öffentlichkeit sich vollziehenden und das ganze Reich erfassenden Pogroms in der NS-Zeit, legt W.-A. Kropat, Leiter des Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden, einen kommentierten Dokumentensammelband zur Geschichte dieses Ereignisses in Hessen vor. Wie bekannt, spielten schon die preußische Provinz Hessen-Nassau (mit 2,1 Prozent jüdischer Bevölkerung) und nach dem Ersten Weltkrieg der Volksstaat Hessen, der mit 1,25 Prozent (nach Hamburg mit 1,39 Prozent) den zweithöchsten jüdischen Bevölkerungsanteil unter den deutschen Ländern hatte, im Zusammenhang des deutschen Antisemitismus eine besonders unrühmliche Rolle. Erste schwere Übergriffe auf jüdische Gotteshäuser (z. B. in Hanau, Gelnhausen, Langen) fanden – ebenfalls in Hessen – in den Sommer- und Herbstmonaten des Jahres 1938 statt. Die angeblich „spontanen“ schweren Krawalle, Rechtsbrüche und Zerstörungen der Nacht vom 7./8. November in Kassel selbst (u. a. Zerstörung des Gemeindehauses in der Großen Rosenstraße) und in einer Reihe von Städten und Dörfern im „Gau Kurhessen“ (Felsberg, Grebenstein, Witzenhausen, Rotenburg/F., Hersfeld und vermutlich zahlreichen weiteren Orten) dienten Goebbels am Abend des 9. November im „Alten Rathaus“ in München als Beispiele gerechten Volkszorns. Seine Anmerkung, solche Demonstrationen seien von der Partei weder zu organisieren noch vorzubereiten, aber wenn sie – wie in Kurhessen und Magdeburg-Anhalt – „spontan entstünden, sei ihnen aber auch nicht entgegenzutreten“ (Kropat, Dok. 77), wurde verstanden. Damit war – nach hessischem Vorbild – die Richtung für die anwesenden hohen SA- und Parteiführer klar,

und – obwohl keine weiteren exakten Anweisungen erteilt wurden – sofort gingen deutschlandweit sinngemäß weitgehend gleiche Befehle telefonisch hinaus, die die entsprechenden Untergliederungen noch in derselben Nacht (9./10. November) zum bekannten Handeln in der sog. „Reichskristallnacht“ brachten. Mit Recht datiert Kropat deshalb die wesentlichen Ereignisse, die „Kristallnacht“, auf den 10. November.

Einer knappen, hessenorientierten Zusammenfassung der „nationalsozialistischen Judenpolitik bis 1938“ folgt in weiteren, schrittweise vorgehenden Kapiteln die Darstellung und Dokumentierung der „Kristallnacht“ in Hessen, ihrer Opfer und ihrer Täter. Nach den „ersten Pogromen“ (7.–9. November 1938) untersucht Kropat die Rolle der NS-Führer und der verschiedenen Gliederungen bei der Vorbereitung und Durchsetzung der vor allem von Goebbels betriebenen Angriffe auf jüdisches Leben und Eigentum. Immerhin wird dabei in zahlreichen Dokumenten einerseits die gezielte Steuerung der Ereignisse durch die Parteileitung und andererseits die Befehlsunsicherheit bei den ausführenden Gruppen auf der unteren Ebene der Einsatzleitung deutlich. Hier können die schließlich erteilten Befehle sowohl ausdrücklich das strenge Verbot jedweder „Ausschreitung gegen Personen“ wie ebenso ausdrücklich deren „Vernichtung“ beinhalten. In ähnlicher Weise lag die Spannweite hinsichtlich der Zerstörung jüdischen Eigentums zwischen völliger Untätigkeit der örtlichen NS-Gruppierung, ja, sogar deren Schutzleistung für die Juden aus „Brandfurcht“ (was am folgenden Abend überörtliche „korrigierende“ Eingriffe nach sich zog) und radikaler Vernichtung allen jüdischen privaten und gemeindlichen Eigentums.

Zahlreiche, durch dieses Archivmaterial dokumentierte Details lassen erkennen, warum sich diese Schreckensnächte als Ausbrüche des Volkszorns öffentlich darstellen ließen. Goebbels hatte – in taktisch richtiger Einschätzung der dann tatsächlich eintretenden Ereignisse – die Verschiedenartigkeit der in den antisemitischen Grundzügen zwar gleichen, in den Details jedoch stark voneinander abweichenden Verhaltensmuster der auf unterer Ebene Verantwortlichen einkalkuliert und sie durch die vage zum Handeln auffordernden Hinweise auf Kurhessen regelrecht zum Handeln gemäß Vorbild provoziert. Die Vielgestaltigkeit der Ereignisse ließ sich dem Ausland gegenüber, aber auch noch nach dem Krieg in Deutschland (bis auf unsere Zeit?!) als Hinweis auf spontanes Handeln deuten.

Es sind also vor allem diese a.a.O. zumeist noch nicht veröffentlichten oder in größere Zusammenhänge gestellten, regionalen oder örtlichen Einzelheiten, die Kropats erschütterndes Buch für die Erforschung der jüdischen Kultur und des jüdischen Lebens in Hessen insgesamt, insbesondere aber auf örtlicher Ebene der betreffenden Gemeinden (fast 200 sind – unterschiedlich intensiv – angesprochen) so wertvoll und unverzichtbar macht. Kropats breit kommentierte Sammlung bricht einen entscheidenden Stein aus der Mauer des Verschweigens; er zerstört den Schutzwall, den manche, die „von allem nichts gewußt“ haben, um sich errichtet haben.

Die Schlußzeilen dieses unschätzbaren Bandes verdienen zitiert zu werden: *Nur historische Wahrhaftigkeit indessen kann verhindern, daß das Schicksal der verfolgten und ermordeten jüdischen Mitbürger zum Thema vordergründiger politischer Auseinandersetzung wird. Nur eine objektive Darstellung der Geschichte der nationalsozialistischen Zeit, wie sie auch in der „Kristallnacht“ vor Ort erlebt wurde, kann auch die Fragen junger Menschen beantworten und ihnen zugleich helfen, die Last vieler Menschen der älteren Generation zu begreifen. Nur wer die Erinnerung an die Opfer eines unmenschlichen Regimes wachhält, wird die Gefahren erkennen, die aus Voreingenommenheit und mangelnder Toleranz gegenüber Minderheiten erwachsen können.* Helmut Burmeister

Kantor, Alfred: Das Buch des Alfred Kantor. Mit einem Vorwort von Friedrich Heer. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag bei Athenäum 1987 (Deutsche Erstausgabe 1971), mit Einleitung und Anmerkungen ohne Seitenzählung plus 128 farbige Faksimiles (ISBN 3-610-00300-6).

Das „Buch des Alfred Kantor“ enthält/ist ein (ergänzt)es Faksimile eines Bändchens, das sich ein junger Mensch nach leidensschweren Jahren bei einem Buchbinder 1945 in Deggen-dorf aus leeren Blättern hat anfertigen lassen, um sich darin das erlebte Grauen von der Seele zu zeichnen und zu malen. Eine erste deutsche Veröffentlichung des Erinnerungswerks erfolgte bereits 1971, der Athenäum-Verlag legt jetzt eine neue Ausgabe in qualitätvoller Ausstattung vor.

Alfred Kantor, geboren 1923, ist ein Jugendlicher, als die Deutschen im besetzten Prag 1940 den Ausschluß aller Juden aus privaten und öffentlichen Schulen anordnen. Kantor muß seine Studien in der Rotter-Schule für Werbegravur abbrechen; am 1. Dezember 1941 wird er nach Theresienstadt deportiert. 1943 folgt er auf eigenen Antrag seiner Mutter und seiner Freundin nach Auschwitz; beide Frauen werden dort umkommen. 1944 gehört er zu einer Gruppe von 1000 Männern, die eine von den Alliierten bombardierte Treibstofffabrik bei Schwarzheide, 45 km nördlich von Dresden, wiederaufbauen sollen. Nur rd. 200 überleben dieses Kommando. Kantor wird kurz vor Kriegsende nach Theresienstadt zurückgebracht, als das KZ von den Nazis an das Internationale Rote Kreuz übergeben wird. Im Juli 1945, zehn Wochen nach der Befreiung, kommt Kantor als *Displaced Person* nach Deggendorf und beginnt dort sofort mit der gestalterischen Aufarbeitung seiner Erlebnisse. Einige originale Bleistiftskizzen der Zeit in Theresienstadt sind bei einem dort verbliebenen Freund gerettet; er kann sie jetzt seinen Aquarellen des Grauens zugrundelegen; ähnliches gilt von einigen Schwarzheide-Blättern. In Auschwitz angefertigte Bleistiftskizzen hat der junge Künstler aus Todesfurcht immer wieder sofort vernichtet, sich die Entwürfe jedoch fest eingepägt, so daß er die Ereignisse auch dieser Monate seines Lebens zeitnah nachgestalten kann. So entsteht eine Bildfolge, die die Schicksalsbedingungen und das Leid vor allem der jüdischen Menschen einzufangen versucht. Die frühzeitig abgebrochene künstlerische Ausbildung und wohl auch ein gewisser Mangel an Begabung des bei Kriegsende 22jährigen entpuppen sich als Qualität, denn sie verhindern eine künstlerisch übersetzte und damit die Wirklichkeit eher verfremdende Darstellung. Kantor *zeichnet*, da er nicht *photographieren* kann; jeder seiner Skizzen ist deshalb bis in das winzigste Detail das Bemühen um chronikalische Echtheit abzuspüren. Kantor stilisiert seine Darstellungsweise im Grenzbereich zur Laienmalerei zum Mittel exakter Geschehensanalyse. Der *horror vacui* erklärt sich als *horror oblivionis*. Das erniedrigende Lagerleben und alle geschehenen Brutalitäten, Transporte, Selektionen, Folter, Vergasung, Vernichtung durch Arbeit sind ebenso festgehalten wie das Aufbegehren im Kleinen, die Überlebenskämpfe, die wenigen menschlichen Kontakte. Auch Hoffnungen erfaßt der Künstler bildhaft und macht sie sichtbar, aber immer wieder ist der massenhafte Tod Kantors Hauptbildthema. Vergessen wir nicht – diese auch die kleinsten Details skizzierenden Bilder (siehe z. B. den DR-Direktionsstandort „Kassel“ als Aufschrift auf Todeswaggons) entstanden wenige Tage nach Kriegsende, also lange Zeit vor dem Bekanntwerden der in doch immer wieder verblüffender Fülle vorhandenen Photodokumente der Unmenschlichkeit. Kein Zweifel: Kantor hat exakt beobachtet und akribisch genau verzeichnet; die Authentizität seiner Bildaussagen ist unbezweifelbar. Die (nicht völlig inhaltsgleichen) handgeschriebenen deutschen und englischen Bildlegenden zeigen in ihrer ereignisnahen Spontaneität zusätzlich die Betroffenheit dessen, der das gezeichnete Grauen überlebt hat. Die englische mehr als die deutsche Version erleichtert dabei den unmittelbaren Zugang zu den Bildern. (Den Aquarellen vorgeschaltet sind allerdings längere Anmerkungen mit ergänzender genauer deutscher Erläuterung.)

Das Vorwort von Friedrich Heer und Kantors autobiographischer Abriß ergänzen und begleiten ein tief ergreifendes Buch. Helmut Burmeister

Altaras, Thea: Synagogen in Hessen – Was geschah seit 1945? Königstein: Karl Robert Langewiesche Nachf. Hans Köster 1988 (= Die Blauen Bücher); 232 S., 465 Abb. u. Pläne (davon 57 farbig), 35,- DM.

Zu einer Reise in die Vergangenheit ganz besonderer Art lädt die Gießener Architektin Thea Altaras ein: In sechsjähriger mühevoller, bis ins Detail gehender Kleinarbeit vor Ort ist es ihr gelungen, längst vergessen geglaubte vermauerte, abgerissene oder zur Unkenntlichkeit veränderte Bauzeugnisse hessisch-jüdischer Geschichte aufzuspüren. Ihre nun vorliegende Bilanz bedrückt und beeindruckt gleichermaßen. 223 Synagogengebäude und Betsäle in 221 hessischen Kommunen – von der Autorin sorgfältig unter architektonischen und bauhistorischen Gesichtspunkten dokumentiert und analysiert – sind die kümmerlichen Reste hessischer Synagogenarchitektur, die den Novemberpogrom 1938 und die Jahre des Zweiten Weltkrieges äußerlich unbeschädigt überstanden. Unauffällige, oft dem Baustil der Umgebung angepaßte Bauten (nicht selten „Mehrzweckgebäude“ mit Schulzimmer, Versammlungsraum oder Gemeindebüro) sind es, die in der Regel eher zufällig vor der Zerstörung durch die Nazis bewahrt blieben. Mal war es die „ungünstige“ Lage mitten in der Stadt und die damit verbundene Gefahr eines Übergreifens der inszenierten Feuersbrunst vom 9. 11. 1938 auf Nachbar-

häuser, mal auch die bereits vorher erfolgte Zwangsarisierung der Gebäude, die diese typischen Zeugnisse der Bodenständigkeit und Anspruchslosigkeit des hessischen Landjudentums im Gegensatz zu diesem „überleben“ ließen. Aber Thea Altaras beläßt es nicht bei diesem Blick in die Zeit vor 50 Jahren! Begannen damals bereits die Nazis, die Synagogenbauten durch Umbau zu Wohnhäusern, Lagerhallen, Feuerwehrhäusern etc. gesichts- und damit aussagelos zu machen, so setzten die Nachkriegsdeutschen – bewußt oder unbewußt – dieses Bemühen um ein möglichst spurloses Auslöschen jeder Erinnerung an diesen unwiederbringlich verlorenen Teil der eigenen Kultur fort. Mehr als ein Drittel (!) der 1945 noch vorhanden gewesenen Synagogenbauten wurde – von der Denkmalpflege vernachlässigt, von öffentlichen Stellen als alt und unnütz deklariert – in den Jahren danach noch abgerissen. Die unterschiedliche Behandlung der übriggebliebenen 164 Synagogengebäude und Beträume wiederum gibt einen (oft beschämenden) Aufschluß über das durchaus verschiedenartig ausgeprägte Verantwortungsgefühl einzelner Bürger oder der zuständigen Behörden gegenüber diesem besonderen Erbe der Vergangenheit. Oft weigerten sich die neuen Besitzer sogar, die Einwilligung zum Anbringen einer Gedenktafel an diesen Gebäuden zu geben. Reste von Antisemitismus? In jedem Fall ein bedrückendes Spiegelbild vom Umgang der Nachkriegsdeutschen mit ihrer (und unserer) Geschichte.

Diesen unsäglichen Verdrängungsmechanismen hält Thea Altaras nüchtern die *bruta facta* ihrer Recherchen entgegen: Nach einem einführenden Teil mit terminologischen Festlegungen für dieses Buch, (eher angedeuteten) historischen Hintergründen und einer Einführung in die typische Synagogeneinrichtung dokumentiert der Hauptteil in Wort und Bild die am 8. 5. 1945 noch erhalten gewesene Bausubstanz von 223 ehemaligen jüdischen Gotteshäusern. Geordnet nach Landkreisen und innerhalb dieser entsprechend der alphabetischen Reihenfolge der Ortsnamen umfaßt die Eintragung jeweils architektonische Merkmale, eine Beschreibung der Bauhistorie und des vorgefundenen Zustandes zum Zeitpunkt der Besichtigung durch die Autorin, Quellenangaben sowie meist historische Aufnahmen und aktuelle Photos. Oft ergänzen Lagepläne und Grundrißkonstruktionen die Darstellung. Grundsätzliche statistische Angaben zur Situation im jeweiligen Regierungsbezirk sind vorangestellt, desgleichen fünf thematisch verschiedene alphabetische Register. Eine ca. 20seitige architektonische Analyse (Lage im Ort, Gebäudetypen, Bauart und Stil etc.) mit zahlreichen exzellenten Farbaufnahmen sowie ein Anhang, der neben Begriffserklärungen, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Ortsregister sogar ein deutsch- und englischsprachiges „Summary“ des Buchinhalts enthält, schließen die architektonische Wertung des genannten Forschungsgegenstandes von Thea Altaras ab. Kein Zweifel – angesichts der immer weniger werdenden Zeitzeugen gemeinsamer hessisch-jüdischer Kultur ist diese Dokumentation gerade noch rechtzeitig – buchstäblich 5 Minuten vor 12 – erschienen. Mag das Netz der Autorin auch nicht immer feinmaschig genug gewesen sein (z. B. findet die Synagoge in Naumburg/Lkr. Kassel keine Erwähnung!), und mag man auch über die Ausklammerung der 1938 zerstörten jüdischen Gotteshäuser aus dieser Dokumentation hessischer Synagogenarchitektur geteilter Meinung sein (vgl. „Frankfurter Rundschau“ v. 14. 1. 1988, S. 16), Thea Altaras hat mit ihrer unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung erfolgten Bestandsaufnahme nicht nur eine in ihrem Wert gar nicht hoch genug zu veranschlagende dokumentarische Sicherungsleistung vollbracht, sondern auch den völlig unzureichenden Ist-Zustand hessischen Denkmalschutzes in diesem Bereich markiert. Jetzt sind politische Entscheidungen gefordert. Sollten sie ausbleiben – mit historischer Unkenntnis oder mangelndem Problembewußtsein können sie seit dem Erscheinen dieses Buches nicht mehr entschuldigt werden!

Michael Dorhs

Schembs, Hans-Otto: Der Börneplatz in Frankfurt am Main. Ein Spiegelbild jüdischer Geschichte. Hrsg. vom Magistrat der Stadt Frankfurt a. M.; Frankfurt a. M.: Verlag Waldemar Kramer 1987; 141 S. (incl. Quellen- und Literaturverzeichnis und Zeittafeln).

H.-O. Schembs, Eingeweihten noch als verdienstvoller Bearbeiter und Vollender des *opus magnum* von Paul Arnsberg „Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution“ (1983) in Erinnerung, schließt mit der Veröffentlichung seines neues Buches eine Lücke in mehrfacher Hinsicht. Unterstützt durch 61 s/w-Abbildungen und 11 Karten, geometrische Pläne etc. (in hervorragender Reproduktionsqualität!), präsentiert er dem interessierten Leser am Beispiel des Börneplatzes und seiner unmittelbaren Umgebung einen faszinierenden Gang durch die 800jährige Geschichte des Frankfurter Judentums. Mikrokosmisch

und exemplarisch wird hier eine historische Entwicklung transparent, die mit der Ersterwähnung von Juden in Frankfurt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann und nach der Katastrophe des Holocaust in der Neugründung der – nunmehr vierten – jüdischen Gemeinde in der Stadt 1945 mündete. Anschaulich und gut lesbar füllt Schembs die dazwischenliegenden 800 Jahre, indem er – angebunden an die Gegebenheiten der behandelten Örtlichkeiten – historische Vollzüge in Erinnerung ruft: Anlage des sog. Ghettos im Wollgraben vor der alten staufischen Mauer 1460 – Plünderungen und Pogrome im Kontext des „Fettmilchaufstandes“ 1612/14 – Zerstörung der Judengasse durch eine Feuersbrunst 1711 – die im 19. Jahrhundert erfolgte Emanzipation der Frankfurter Juden – um nur einige dürre Daten zu nennen, die H.-O. Schembs z. T. geradezu liebevoll mit Leben füllt. Detailliert beschreibt er die Anlage der Frankfurter Judengasse unter besonderer Berücksichtigung der baulichen Entwicklung, der architektonischen Gestaltung der Häuser (incl. deren Innenausstattung) und der Infrastruktur der hier vom Rat der Stadt auf Drängen der Kirche (!) zum Leben gezwungenen jüdischen Gemeinschaft. Und trotz des großen sozialen Drucks, trotz der unvorstellbaren räumlichen Enge und der hygienisch oft untragbaren Bedingungen im von seinen Bewohnern bezeichnenderweise „Neu-Ägypten“ genannten Ghetto entwickelt sich das intensive und blühende Gemeinleben eines der geistigen Zentren des europäischen Judentums – eine faszinierende und bedrückende Realität zugleich!

Und auch zwei berühmte Söhne der Stadt Frankfurt erblicken hier das Licht der Welt: Mayer Amschel Rothschild (1744), der Gründer des legendären Bankhauses, und Ludwig Börne (1786), der Vorkämpfer für demokratische Freiheiten. H.-O. Schembs gelingt es, etwas von der dialektischen Realität jüdischer Existenz in Frankfurt einzufangen, vielleicht auch deshalb, weil diese als *integraler Teil* der Stadtentwicklung und -geschichte verstanden wird. Folgerichtig verliert H.-O. Schembs die städtebauliche Entwicklung (Fischerfeldbebauung, Reineigrabenstraße) auch nicht aus den Augen. Der Börneplatz – eigentlicher Gegenstand seiner Untersuchung – wird so zum Spiegelbild (deutsch-jüdischer) Stadtgeschichte. Ursprünglich ein Marktplatz vor den Toren des Ghettos und des (heute noch existierenden) alten jüdischen Friedhofs (im 12. Jahrhundert begründet und bis 1828 [!] benutzt), wurde er mit der Niederlegung der Judengasse Ende des 19. Jahrhunderts neugestaltet und als Sinnbild jüdischer Emanzipation 1895 zum „Börneplatz“ umbenannt. Bis zur NS-Zeit war die 1882 hier errichtete konservative Synagoge der Israelitischen Gemeinde *das* beherrschende Gebäude am Platz, bevor es 1938/39 im Zuge des Novemberpogroms völlig zerstört und abgetragen wurde. Auch ein Namenswechsel dokumentierte das Ende der jüdischen Emanzipation: Aus dem „Börneplatz“ wurde der „Dominikanerplatz“ (in Anlehnung an das angrenzende Gebäude des ehem. Dominikanerklosters), der erst 1978 seinen „rechtmäßigen“ Namen zurückerhielt. Zehn Seiten widmet H.-O. Schembs schließlich auch der baulichen Entwicklung seit 1945. Funktionale Großbauten der 50er Jahre verdeckten lange Zeit die historische Bedeutung dieser Stätte. Lediglich der am Rande liegende alte jüdische Begräbnisplatz – nach den Verwüstungen und Zerstörungen der NS-Zeit in seinen immer noch beeindruckenden Überresten wiederhergestellt – erinnerte als das heute älteste erhaltene Denkmal an das jüdische Frankfurt. Erst die im Zuge der Neugestaltung und -bebauung des Platzes und der Reste einer Mikwe hat die historische Aussagekraft des Börneplatzes wieder ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gehoben.

Bedauerlicherweise bricht die ansonsten als fundierter, gut leserlicher Beitrag zur Versachlichung der emotionalisierten Diskussion begrüßenswerte Hintergrunddarstellung von H.-O. Schembs noch vor Beginn dieser weit über die Grenzen Frankfurts hinaus geführten Auseinandersetzung ab. Einer eventuellen Neuauflage ist dringend zu wünschen, hier nicht weiter zu schweigen, sondern offen und ehrlich die exemplarische Kontroverse um den Umgang des Magistrats mit diesen baulichen Zeugen jüdischer Vergangenheit aufzunehmen.

Michael Dorhs

Sozialgeschichte

Wunder, Heide: Die bäuerliche Gemeinde in Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht 1986, 187 S.

H. Wunder, die seit 1977 Professorin für Sozial- und Verfassungsgeschichte an der Gesamthochschule ist, spezialisiert sich u. a. auf die Siedlungsgeschichte der Komturei Christburg, auf den samländischen Bauernaufstand von 1525 und auf den bäuerlichen Widerstand in der ostelbischen Gutsherrschaft (1650–1790). Ungeachtet noch anderer kurzer Publikationen wird deutlich, daß sie sich mit ihrem Buch einer recht komplexen Thematik zuwendet, die sich sowohl über einen großen geographischen als auch einen langen historischen Zeitraum erstreckt, ohne dabei den Umfang eines großen Handbuchs noch die systematische Gleichbehandlung aller Regionen so lückenlos wie möglich anstreben zu wollen. Das Buch ist eher eine Einführung in die Probleme, den Stand der historischen Forschung und erlaubt dem Interessenten, sich vermittels der neueren Forschungsliteratur über die Epochen und Regionen selbständig weiterzubilden.

Um es vorweg zu sagen, die bäuerliche Gemeinde in Nord- und Mittelhessen wird in einem Abschnitt von ca. 20 Zeilen so oberflächlich abgehandelt, wie es der Kenntnisstand der Verfasserin nur rechtfertigen konnte.

Das Kapitel III „Wurzeln der bäuerlichen Gemeinde“ (6.–10. Jahrhundert) streift ziemlich oberflächlich die ältere Grundherrschaft, die „familia“, das germanische „Kleindorf“ oder „Kerndörfer mit ca. 10–20 Höfen“ (S. 30), ohne jedoch deutlich machen zu können, was eine „Gemeinde“ in merowingischer, karolingischer oder ottonischer Zeit auf „deutschem“ Boden wirklich war – Formulierungen wie: „Das bäuerliche System gründete sich auf gemeinsames Siedeln und Arbeiten und schuf horizontale (kursiv) Solidaritäten“, klingen vornehm, sagen Triviales und schütten die Lücken zu!

Das Kapitel IV hat den Titel „Herrschaft mit Bauern“. Der Untertitel lautet: „Bäuerliche Gemeinden vom 11. bis zum 16. Jahrhundert.“ Weiteres Einteilungsprinzip ist das Geographische: Gemeinden in den Weser- und Elbmarschen, den ostelbischen Territorien, West-, Süddeutschland und schließlich die sog. Freien Dörfer. Die Herausbildung einer „Gemeinde“, in der die Bauern das Erbzinsrecht besitzen, soll während des 11. und 12. Jahrhunderts besonders früh in der Gegend von Bremen stattgefunden haben. Es erscheint sehr fraglich, ob die von der Verfasserin gewählte Kapitelüberschrift wirklich den historischen Herrschafts- und Rechtsverhältnissen gerecht wird, denn dieses „mit“ läßt die Vorstellung einer Gleichberechtigung oder gleichartigen Machtposition der Bauern aufkommen, was in der wissenschaftlichen Literatur so nicht behauptet wird. Alle Spezialstudien machen deutlich, daß es eine bunte Vielfalt von bäuerlichen „Gemeinden“ mit unterschiedlichen Rechtsverhältnissen gab und die Entwicklung in den altdeutschen Territorien „genau entgegengesetzt zu der in den ostelbischen Gebieten“ (S. 78) verlief. –

Mit dem Kapitel „Herrschaft über Bauern“ (S. 80–113) wird ein weiterer Schwerpunkt für die Epoche vom 16.–18. Jahrhundert gesetzt. Diese Überschrift entspricht der vorherrschenden Vorstellung, die nicht falsch, aber einseitig nach H. Wunder ist (S. 82). Mit der Entstehung des modernen Staates ist im allgemeinen zu beobachten, daß den lokalen Gemeinden rechtliche Kompetenzen entzogen wurden, sie wurden „untergeordnet“, was nicht ohne aktiven oder passiven Widerstand in den Regionen verlaufen ist.

Das letzte Kapitel ist den Entwicklungen der bäuerlichen Gemeinde und ihrer allmählichen Verwandlung in „Landgemeinden“ im 19. Jahrhundert gewidmet unter Berücksichtigung der Reformen zur „Bauernbefreiung“ sowie der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen „Verbürgerlichung“ der Bauern (S. 123–140).

Nützlich ist die Lektüre des Anhangs, in dem über den Verlauf der jüngsten wissenschaftlichen Erörterungen und Forschungen über die Dorfgemeinde, insbesondere seit den 50er Jahren, knapp referiert wird. Forscher wie Schlesinger, Brunner, Steinbach, Rößler, Blickle haben mit ihren Beiträgen besondere Akzente gesetzt, ohne alle Lücken schließen zu können.

Volker Petri

Weber-Kellermann, Ingeborg: *Landleben im 19. Jahrhundert*. München: Verlag C. H. Beck 1987, 464 S., 183 Abb. (ISBN 3-406-32177-1).

Durchaus unterschiedliche Bewertung hat Ingeborg Weber-Kellermanns neues großes Werk „Landleben im 19. Jahrhundert“ in der öffentlichen Rezension gefunden, je nachdem, wie hoch die Erwartungen der Leser und Benutzer gesteckt waren, oder auch, welche ideologische Position sie selbst gegenüber dem Thema vertreten. Denn darin kann kein Zweifel sein: Ingeborg Weber-Kellermann bezieht Position. Mit größter Radikalität räumt sie auf mit den letzten etwa noch vorhandenen romantisierenden Vorurteilen und Fehleinschätzungen; das „Landleben“ wird in allen seinen alltäglichen Beschwerlichkeiten und in seinen zwingenden Abhängigkeitsstrukturen gnadenlos demaskiert. Vermutlich ist noch keinmal vorher das Leben außerhalb der städtischen Gemeinschaften in einer mit so vielen Aspekten angelegten, durch eine solche Vielzahl von breit zitierten Quellen gestützten Darstellung erfaßt worden. Der Begriff des „Lebenswerks“ der heute 70jährigen ehemaligen Marburger Universitätslehrerin erscheint fast als zu schwach.

Die Bauernbefreiung, das dörfliche Sozialgefüge bis hin zu Lehrer und Pfarrer, das Verhältnis der Geschlechter und der verschiedenen Generationen, der Gegensatz von arm und reich, die beruflichen Differenzierungen, Herrschaft und Untergebene, der Beginn des technischen Zeitalters – das sind (grob) die großen inhaltlichen Abschnitte des Bandes. Menschliche Würde, ja Größe vor allem im Erleiden bleibt in allen Abschnitten greifbar, für die Idylle, wie sie uns manchmal und verständlich in der bäuerlichen Selbstbeurteilung, immer aber in der bürgerlichen Fremddarstellung (s. d. „Heimatliteratur“) entgegenspringt, bleibt kein Platz mehr.

G. Wagner (in: *Nassauische Annalen* 99, 1988, S. 309 f.) hat sich eine größere Strukturierung der Fülle dieses Bandes, klarere Auswahlkriterien für die Primärtexte und die Sekundärquellen und anstelle der überlangen Zitate vor allem gewünscht, die Autorin hätte „den Stoff stärker mit eigenen Worten vorgetragen“. Diese Einschätzungen muß man nach der Lektüre des durchaus einsichtig gegliederten Bandes nicht teilen, auch jene andere nicht, die Elemente des Wandels und die im Laufe des 19. Jahrhunderts bemerkbaren Faktoren der Veränderungen seien nicht genügend berücksichtigt.

Daß diese außerordentliche Faktenfülle, geschöpft aus Hunderten von Quellen, ohne die Gefahr von Wiederholungen tatsächlich nur schwer analytisch vollständig aufgearbeitet werden kann, ist sicher. Vieles von dem, was G. Wagner untergewichtig sieht, ist – weil in anderen thematischen Zusammenhängen zitiert – „versteckt“ durchaus vorhanden, vor allem die vielen Indizien, die auf Veränderungen im technischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich weisen. (Vielleicht wäre ein stärker inhaltlich orientiertes Verweissystem, z. B. in Form von Randglossen, hilfreich. Das umfangreiche Schlagwortregister reicht offensichtlich nicht aus.)

Am ehesten berechtigt erscheinen G. Wagners kritische Fragen, ob man das so große deutsche Bezugsgebiet denn so einheitlich und außerdem so ohne Differenzierung der immerhin nachweisbaren Phasenverschiebungen innerhalb der Entwicklung darstellen könne.

Die „Mitteilungen“ des Hessischen Museumsverbandes (H. 1, 1988, S. 41) betonen m. E. zu Recht, Ingeborg Weber-Kellermann habe innerhalb des sehr differenzierten und realistischen Bildes der Zeit „prägnante Konturen“ bei allen ihren thematischen Ansätzen herausgearbeitet. Es ist den „Mitteilungen“ auch darin zuzustimmen, daß der „umfassende Informationsgehalt“ dieses mit durchaus erkennbarer hessischer Schwerpunktsetzung gestalteten Bandes gelobt wird. Als mögliche Interessengruppe kommt die Vielzahl der wenigstens teilweise „volkskundlich“ bemühten deutschen Museen in den Blick. „Landleben im 19. Jahrhundert“ gehört in jede Museums-Handbibliothek.

Ein kritisches Wort verdienen jedoch die vielfältigen, meist zeitgenössischen Illustrationen, also die überwiegend künstlerischen Darstellungen recht unterschiedlicher Provenienz und Qualität (neben einigen Photos). Zu sorglos wurden hier die Legenden hinzugefügt; zu unterschiedlich – von „zweckfrei“ bis affirmativ reicht ihre Funktion – ist das Gewicht der Abbildungen. Daß dabei manches Bild auf die bei seiner Einbringung intendierte Aussage hin interpretiert wird, ist legitim. Geschieht dies jedoch gegen die bekannte/gewußte künstlerische Darstellungsabsicht oder werden außerdeutsche Illustrationen zu freizügig beigezogen, dann verstärkt sich der Verdacht, die Illustrationen seien verzichtbare Füller ohne Eigengewicht, ja, man lasse sie besser unbeachtet. Den deutschen Leser wird überraschen – und diese Beispiele werden hier nur exemplarisch herausgegriffen –, daß sich neben anderen Ausländern vor allem dänische Maler zitiert finden. Dabei wird z. B. das reizvolle Bild der Skagen-Malerin Anna Ancher „Julegaessene plukkes“ (Statens Museum for Kunst Inv. Nr. 1845, „Die Weihnachtsgänse werden gerupft“) mit dem erkenntnisleitenden Bildtext „Hausgesellschaft beim

Gänserupfen" (S. 101) abgebildet. Anna Anchers Gemälde „En Begravelse" (Inv. Nr. 1433) wird aus seinem nordjütländischen Umfeld in eine „norddeutsche Bauernstube" verlegt (S. 277). Christen (niemals Christian!) Dalsgaards Darstellung einer Mormonenpredigt in einer ländlichen Werkstatt („Mormonerne", dat. 1856) wird gar miß- und umgedeutet als „Beim Dorfschreiner wird die Brautausstattung bestellt" (S. 62). Weitere Beispiele ließen sich hinzufügen.

Um hier richtig verstanden zu werden: Ingeborg Weber-Kellermanns Buch hätte – auch und gerade in seiner besonderen sozial engagierten Perspektive – ausschließlich anhand dänischer Malerwerke des 19. Jahrhunderts illustriert werden können. Anders z. B. als die meisten ihrer deutschen Kollegen haben viele dänische Maler das harte Landleben, aber auch die Situation der Unterprivilegierten der Städte, weitgehend frei von Idylle dargestellt – was bei uns kaum bekannt ist.

Kurz: Die Bildauswahl in ihrer deutlichen Zufälligkeit, ungenaue oder zu freizügig kommentierende Legenden trügen den Eindruck etwas, den ein sonst ausgezeichnetes und zu Recht durch den SPIEGEL mehrseitig gewürdigtes Buch hinterläßt. *Helmut Burmeister*

Schlun g, Franz H.: Sozialgeschichte des Schulwesens in Hessen-Kassel. Kassel: Omega Verlag 1987, 233 S., 21 Abb.

In der Einleitung teilt der Verfasser – bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1985 Direktor einer Kasseler Gesamtschule – mit, daß er sich nach der Lektüre von Philippe Ariès' „Geschichte der Kindheit" die Aufgabe gestellt habe, die Bestände der Hessischen Landesbibliothek und Murhard-Bibliothek sowie des Kasseler Stadtarchivs aufzuarbeiten, um in einer Sozialgeschichte des Schulwesens in Hessen-Kassel dessen Veränderungen unter Einbeziehung von „Ursachen und Auswirkungen des Wandels und Umbruchs" darzustellen (S. 13). Anders als der Titel erwarten läßt, bietet das Buch keine umfassende Schulgeschichte der Landgrafschaft Hessen-Kassel, sondern ist stark auf die Stadt Kassel konzentriert. Die Schulen anderer Städte (z. B. Marburg und Hersfeld) sowie das Landschulwesen werden nur am Rande erwähnt.

Man kann dem Verf. beipflichten, „daß die wertvollen Bestände der Bibliothek zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der regionalen Geschichte . . . genutzt werden sollten" (ebd.); er selbst kann diesem Anspruch kaum gerecht werden. Das sechsseitige Literatur- und Quellenverzeichnis – mit unvollständigen und fehlerhaften bibliographischen Angaben – läßt vermuten, daß der Verf. bei der Bearbeitung der Literatur wohl eher nach dem Zufallsprinzip vorgegangen ist. So hat er Bücher von Konrad Lorenz, Herbert Marcuse, Alexander Mitscherlich, Kurt Tucholsky sowie Bibliographien über Napoleon und Bismarck herangezogen, andererseits aber einschlägige Quellen und Literatur zur Schulgeschichte, aber auch zur politischen und Sozialgeschichte Hessens und Kassels nicht ausgewertet. In einigen Fällen stützt er sich auf Arbeiten des 18. und 19. Jahrhunderts, die er kritiklos referiert und zitiert. Er kommt daher zu sachlichen Fehlern und zu Wertungen, die nicht immer angemessen sind, manchmal auch einer gewissen unfreiwilligen Komik nicht entbehren. Auch der Versuch, Beziehungen zwischen dem Schulwesen und politischen und sozialen Entwicklungen darzustellen, ist nicht immer überzeugend. Auf eine Detailkritik muß im Rahmen einer kurzen Rezension verzichtet werden.

Die Darstellung läßt nicht immer erkennen, aus welchen Quellen jeweils geschöpft wird. Auch gekennzeichnete wörtliche Zitate bleiben manchmal ohne Nachweis. Die meisten Quellenbelege finden sich im Anhang, andere im Text (Verfasser und Seitenzahl in Klammern), einzelne bei kurzen Fußnoten am Ende der Seite. Ein Grund für die unterschiedliche Verfahrensweise ist nicht erkennbar. Über einige kleinere Versehen (Schreibfehler bei Personennamen, falsche Datierungen, kleinere Verwechslungen, geringe Abweichungen in Wortlaut und Schreibweise bei wörtlichen Zitaten) könnte man hinwegsehen, wenn man nicht den Eindruck bekäme, daß es der Verf. öfter an der nötigen Sorgfalt fehlen ließ. Zwei Beispiele: In der (unvollständigen) Liste der ersten Marburger Professoren erscheint Johannes Eisermann ein zweites Mal in der latinisierten Fassung seines Namens als Ferrarius Montanus (S. 41), unter den Professoren des Kasseler Carolinums werden zwei genannt, die dort nie gelehrt haben, und der Philosophieprofessor Stegmann wird ein zweites Mal als Mathematiker Stegemann angeführt (S. 74).

Dem Leser ist nicht immer klar, warum der Verf. jeweils seine Lesefrüchte ausbreitet. Im Kapitel „Der absolutistische Staat und sein Bildungswesen im 18. Jahrhundert" wird nach der

Zwischenüberschrift „Erziehung Friedrichs II., Erbprinz von Hessen“ (sic!) dessen Kindheit und Jugend in enger, bis in einzelne Wendungen gehende Anlehnung an die Biographie von Wolf von Both und Hans Vogel referiert. Im Anschluß daran erfolgt eine Darstellung seiner Konversion und die Auflistung der Bestimmungen der Assekurationsakte. Es bleibt offen, worin deren Bedeutung für das Schulwesen liegt. Der Hinweis auf Friedrichs „Pensées diverses sur les princes“ ist durchaus sinnvoll – nur werden gerade die Passagen, die sich auf das Schulwesen beziehen, nicht angeführt. Ganz erstaunlich ist die Bemerkung am Ende des Abschnitts: „Mit Friedrich II. von Hessen beschrieben wir einen jungen Menschen, der die Unruhe und die Leichtfertigkeit der Jugend seiner Zeit teilt, der aber in dem Preußenkönig sein Vorbild gefunden hat“ (S. 80). Der von Privatlehrern unterrichtete Erbprinz kann wohl kaum als „normales Produkt“ des Schulunterrichts seiner Zeit gesehen werden.

Die Darstellung erfolgt in neun chronologisch angeordneten Kapiteln, lediglich das fünfte Kapitel ist dem Thema „Das schulische Disziplinierungssystem im Laufe der Geschichte“ gewidmet. Die Kapitel sind inhaltlich allerdings nicht immer geschlossen. So enthält das 7. Kapitel, das die Zeit zwischen 1866 und 1918 behandelt, einen Abschnitt über die Entwicklung des Mädchenschulwesens von den Anfängen im Kloster Ahnaberg bis zur Koedukation nach dem Zweiten Weltkrieg. Unter anderen Zwischentiteln werden mehrfach recht verschiedene Details aus mehreren Epochen aneinandergereiht.

Noch eine kurze Bemerkung zu den Abschnitten, in denen die Entwicklung des Schulwesens seit 1964 behandelt wird. Für den Verf. ist es ein „unökonomisches Vielerlei von gegliederter Angebotsschule und pädagogischer Stufenschule – ein völlig unsinniger Kräfteverschleiß und Finanzmitteleinsatz“ (S. 206). Ein klares Plädoyer für die Gesamtschule bleibt dem Verf. unbenommen – nur hätte der Leser neben detaillierten Ausführungen über zwei Kasseler Gesamtschulen wohl auch einige Hinweise auf die Entwicklung anderer Kasseler Schulen in den letzten Jahren erwarten können.

In der Einleitung schrieb der Verfasser, er habe sich auf „die Suche nach den ‚Staubkörnern‘ in der hessischen Schulgeschichte“ (S. 14) begeben. Wenn man eine Sozialgeschichte des Schulwesens schreiben will, ist das Auffinden von „Staubkörnern“ nicht ausreichend.

Eberhard Mey

Kunst- und Kulturgeschichte

Möller, Jutta: Katalog der Grabfunde aus Völkerwanderungs- und Merowingerzeit im südmainischen Hessen (Starkenburg). Stuttgart: Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, 1987 (Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts: Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Serie B, Die fränkischen Altertümer des Rheinlands, herausgegeben von Kurt Böhner, Band 11), 150 Seiten, 141 Tafeln, 3 Kartenbeilagen, 88,- DM.

Der südlich des Mains gelegene Teil Hessens ist ein Gebiet, in dem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts reiche Funde aus der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit geborgen wurden. Wer sich einen Überblick über die z. T. sehr verstreut publizierte Funde machen wollte, konnte das bisher mit Hilfe der 1979 von Ulrich Dahmlos vorgelegten Arbeit „Archäologische Funde des 4. bis 9. Jahrhunderts in Hessen“ tun, in der die Funde in einer stark verkürzten „Regest“-Form mit Anlage der Literatur beschrieben wurden.

Der vorliegende Band enthält demgegenüber detaillierte Beschreibungen der einzelnen Fundstücke. Er erscheint in der Reihe der Schriften der Römisch-Germanischen Kommission, die sich seit 1957 um eine Gesamtveröffentlichung der fränkischen Altertümer des Rheinlands bemüht. Frau Möller wurde im August 1977 mit der Bearbeitung der ehemaligen Provinz Starkenburg beauftragt. Es ist ihr zu danken, daß sie den begonnenen Katalog fertigstellte, obwohl sie – wie den Vorworten von Herausgeber und Bearbeiterin zu entnehmen ist – bereits im Jahr 1978 eine Stelle am Institut für Denkmalpflege in Hannover übernahm. Die neue Tätigkeit der Bearbeiterin erklärt auch, warum der Band lediglich eine Materialaufnahme enthält und die ursprünglich geplante archäologische Analyse der Funde sowie eine siedlungstopographische Untersuchung der Fundplätze nicht mehr durchgeführt wurden.

Der Katalog enthält die Fundorte des Untersuchungsgebiets in alphabetischer Reihenfolge. Nach der Angabe der Topographischen Karte (lediglich Nummer, ohne Nennung des namengebenden Ortes) sowie (wenn möglich) der Koordinaten des Fundortes folgt eine kurze Notiz zur Bergung der jeweiligen Funde und die Angabe des Verbleibs. Insgesamt werden 21 Museen der Region genannt; die meisten Funde wurden aber in das Hessische Landesmuseum Darmstadt gebracht. Es werden auch solche Funde angeführt, deren Verbleib unbekannt ist, außerdem Einzelfunde und Streufunde, deren Herkunft aus Gräbern nicht sicher ist.

Nicht in den Katalog aufgenommen sind neuere Funde (z. B. aus Habitzheim) sowie die Funde aus den Gräberfeldern in Griebheim und Groß-Gerau (Flur „Auf dem Berg auf Esch“), die in Grabungen seit 1975 bzw. 1978 geborgen wurden. Sie sollen an anderer Stelle publiziert werden.

Den Hauptteil des Katalogs bilden Beschreibungen der erhaltenen Fundstücke, die auf den beigegebenen Tafeln (116 mit Zeichnungen, 25 mit Photos) dargestellt sind. Dabei wird auf alle weitergehenden Angaben über Herkunft, Funktion, mutmaßlichen ursprünglichen Zustand, Zubehör, das nicht mehr vorhanden ist, Vergleichsstücke, Zuordnung zu Stämmen und die Bedeutung des jeweiligen Fundes verzichtet. Angaben über anthropologische Befunde fehlen in den meisten Fällen; Datierungen erfolgen nur in Einzelfällen bei Münzen. Lediglich zwei Grabfeldpläne werden dem Text beigelegt. Bei der Zusammenstellung der Literatur wird auf das Zitieren schwer erreichbarer Literatur verzichtet, andererseits werden auch außerhessische Belege mit angeführt, die bei Dahmlos nicht erfaßt wurden. Die Einarbeitung der bis 1984 erschienenen Literatur ist offenbar nicht vollständig erfolgt. So werden aus dem von Helmut Roth und Egon Wamers herausgegebenen Ausstellungskatalog „Hessen im Frühmittelalter. Archäologie und Kunst“ (Sigmaringen, 1984) lediglich zwei Münzen aus dem Bearbeitungsgebiet angeführt, während eine Reihe anderer dort – z. T. mit Photos – veröffentlichter Fundstücke nicht aufgenommen wurden.

Ein Verzeichnis der Fundorte schließt den Band ab, ein Sachregister fehlt. Drei Kartenbeilagen im Maßstab 1:100 000 zeigen die Fundorte. Dabei werden für Grabfunde und Einzelfunde unterschiedliche Symbole benutzt.

Eberhard Mey

Toman, Rolf (Hrsg.): Das hohe Mittelalter. Besichtigung einer fernen Zeit. Köln: Benedikt Taschen Verlag, 144 S., 90 sw. und 36 farb. Abb., 14,95 DM

In den letzten Jahren ist ein zunehmendes Interesse an den Lebensverhältnissen und der politischen Geschichte des Mittelalters festzustellen. Aus der Sicht des Fachhistorikers ist diese Entwicklung durchaus erfreulich. Verwunderlich ist aber, was für eigenartige Vorstellungen beim interessierten Laien über diesen so bedeutsamen Abschnitt menschlicher Geschichte vorherrschen. Hier tut sachliche Aufklärung not.

Neben den Pädagogen haben auch Fachwissenschaftler die Chance zu einer positiven Einflußnahme auf das Geschichtsverständnis von Laien erkannt und einen Teil ihrer Publikationsarbeit auf dieses wichtige Gebiet ausgerichtet. Hingewiesen sei auf die Arbeiten von Barbara Tuchmann („Der ferne Spiegel. Das dramatische 14. Jahrhundert“), Otto Borst („Alltagsleben im Mittelalter“) und Horst Fuhrmann („Einladung ins Mittelalter“).

Zu begrüßen ist, daß der bisher hauptsächlich mit kunstgeschichtlichen Arbeiten (Kunstmonographien und die Reihe Kunstgeschichte) sowie mit erotischen Bildbänden hervorgetretene Benedikt Taschen Verlag sich auch der Aufgabe angenommen hat, leicht verständlich, sachlich korrekt und interessant über das Mittelalter zu informieren. Und das zu einem sehr volkstümlichen Preis!

Herausgeber Rolf Toman vereinigt acht fachkundig abgefaßte und eingängig gestaltete Beiträge zu einem runden Gesamtüberblick. Der großformatige Band erhebt nicht den Anspruch, neue Forschungsergebnisse mitzuteilen; er referiert aber den derzeitigen Forschungsstand und informiert mit dem Ziel, in das Mittelalter einzuführen. Hinweise auf weiterführende Literatur ermöglichen intensivere Studien.

Der Leser wird durch einen Beitrag Tilmann Lohses mit den ständischen Lebensformen des hohen Mittelalters vertraut gemacht. Ludwig Vones' Ausführungen informieren über Königtum und Adel. Mit den Wirtschaftsproblemen des hohen Mittelalters setzt sich Manfred Groten auseinander. Weiter folgen Beiträge von Thomas Ruster, Peter Gerlach, Klaus Kramp und Günter Meller zur Glaubenshaltung des mittelalterlichen Menschen, zur bilden-

den Kunst und zur Dichtung; abschließend wird auch über die Denk- und Bewußtseinsformen des Menschen gesprochen.

Alle Beiträge sind durchdacht illustriert; Bild- und Textbeiträge wurden durch ein geschicktes Layout miteinander verbunden. Das Buch möchte nach den Worten des Herausgebers im Vorwort „historische Sachinteressen und geschichtsphilosophische Nachdenklichkeit auf sinnliche und unterhaltsame Weise fördern“. Dieses Ziel, das kann hier bestätigt werden, ist voll erreicht. Der schön gestaltete Band ist besonders Schülern, Studenten, aber auch Lehrern als Arbeitslektüre zu empfehlen.

Friedrich-Karl Baas

Marburger Frühdrucke 1527–1566. Katalog zur Ausstellung der Universitätsbibliothek Marburg vom 19. 6. bis 2. 8. 1987, erarbeitet von Uwe Bredehorn. Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 33, Marburg 1987, 158 S., 42 Abb.

Zu der ansprechenden Ausstellung „Marburger Frühdrucke 1527–1566“ aus Anlaß der 88. Jahreshauptversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen e. V. 1987 hat die Universitätsbibliothek einen interessanten und inhaltlich gut gestalteten Katalog vorgelegt. Bearbeiter ist Uwe Bredehorn, der mit großer Sachkenntnis die ihm gestellte Aufgabe gelöst hat. Er konnte bei seiner Arbeit auf Vorleistungen zurückgreifen, die 1890 einsetzen und seinerzeit vom Marburger Zweigverein für hessische Geschichte und Landeskunde zum 450jährigen Jubiläum der Buchdruckerkunst für eine Ausstellung über den Buchdruck in Hessen auf dem Schloß initiiert wurden. Weiter standen dem Verfasser die Forschungsergebnisse des Bibliothekars Arrey von Dommer aus der Zeit seiner Marburger Tätigkeit („Die ältesten Drucke aus Marburg in Hessen 1527–1566“, Elwert 1892) zur Verfügung. Den Marburger Frühdrucken war auch ein Teil der Ausstellung zum 400jährigen Jubiläum der Philipps-Universität gewidmet. 1972 fanden alle diese Arbeiten für die Ausstellung „Bücher und Bibliotheken in Marburg“ eine Fortführung. 1977 zum 450jährigen Universitätsjubiläum und 1983 zum 500. Geburtstag Luthers waren Marburger Frühdrucke abermals Forschungsobjekte. Diese überdurchschnittlich große Beachtung der Druckwerke ist durch ihre Stellung in der hessischen Druckgeschichte begründet, war doch Marburg lange Zeit einziger hessischer Druckort. Erst 1564 folgte eine Offizin in Schmalkalden, und erheblich später traten Hanau (1593) und Kassel (1594/97) als Druckorte hinzu.

Die Marburger Frühdruckzeit von 1527 bis 1566 hat bereits von Dommer als eine Zeit enger Verbindung mit Universität und Staat gesehen und sie deshalb mit den Stichworten „Reformation“ – „Universität“ – „Landesherrliche Verwaltung und Politik“ treffend beschrieben. Ein großer Teil der Schriften läßt sich immer noch nach diesem Schema ordnen, ein anderer macht allerdings auch Überschneidungen deutlich. Dieses Nebeneinander, aber auch das Zusammenwirken der frühen Druckarbeiten sollte die Ausstellung dem Besucher deutlich machen. Für diese Aufgabenstellung konnte Bredehorn das Gliederungsschema von Dommers für die Ausstellung und den Katalog übernehmen. Er fügte aber die Schriften der Nicht-Marburger Autoren und die sogenannten Personalschriften aus der frühen Zeit noch hinzu. So beginnt der Katalog mit einer Vorstellung der Marburger Drucker von 1527 bis 1566. Es folgen statistische Übersichten zur Veranschaulichung einiger Charakteristika der frühen Marburger Buchproduktion. Die Vorstellung der einzelnen Druckwerke eröffnet eine Auswahl der ersten Arbeiten aus 1527. Weiter folgen die Reformationsschriften vom Marburger Neuen Testament aus 1529 über das Religionsgespräch bis hin zum Gesangbuch von 1549. Hieran schließen sich die landesherrlichen Verordnungen, die politischen Flugschriften und die Universitaria mit dem Schwerpunkt Stipendiatenordnungen an. Den Schluß bilden die Schriften der Marburger Professoren sowie der Nicht-Marburger Autoren und die sogenannten Personalschriften mit Glückwunschedichten und Trauertexten.

Die Übersicht zeigt, daß hier ein wichtiges „Nachschlagewerk“ zur Frühdruckzeit in Hessen erarbeitet worden ist, das die im Laufe der Zeit nach von Dommer erworbenen 30 weiteren Exemplare mit beinhaltet. Dieses Buch wird die zukünftige Forschung nicht übersehen können. Zu bedauern ist aber, daß eine Publikation dieser Qualität und über einen schon aus sich heraus kostbaren Gegenstand in verhältnismäßig einfacher Aufmachung vorgelegt werden mußte. Es wären eine bessere Papierqualität, ein ansprechenderer Druck, eine andere Abbildungsqualität und vor allem ein kostbarer Einband am Platz gewesen. Hier hätte die öffentliche Hand, die ja Träger der Bibliothek ist, bei der Finanzierung des Projektes stärker in die Pflicht genommen werden müssen.

Friedrich-Karl Baas

Reyer, Herbert, und Stephan, Hans-Georg: Der Ziegelhof in Witzenhausen. Ein kommunaler Gewerbebetrieb des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ergebnisse archäologischer und historischer Forschung. Schriften des Werratalvereins Witzenhausen Heft 17, 1988, 139 S., 67 Abb. (im Text und als Tafeln), brosch.

Der nunmehr über 100 Jahre alte Werratalverein Witzenhausen ist mit der vorliegenden Veröffentlichung bei Heft 17 seiner Schriftenreihe angelangt, und ein Blick in die Vielfalt dessen, was in den Heften geboten wird, läßt erkennen, daß die meisten Veröffentlichungen an Aktualität nichts eingebüßt haben. Diese publizistische Arbeit verdient deshalb Anerkennung, weil der Werratalverein in erster Linie nur mit der Treue und Einsatzbereitschaft seiner Mitglieder rechnen kann. Der Initiative des Vorstandes gebührt besondere Anerkennung.

Die Verf. des hier angezeigten Heftes haben mit Heft 13 („Witzenhausen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit – archäologische, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte“, Witzenhausen 1985) bereits beachtliche Vorarbeit geleistet, und am Beispiel des Ziegelhofes in Witzenhausen weisen sie nach, daß archäologische und historische Forschung hervorragend zusammenarbeiten können.

Hans Georg Stephan ist für die archäologische Untersuchung verantwortlich, Herbert Reyer für die Geschichte des Ziegelhofes im 16. Jahrhundert.

Die archäologische Untersuchung des Ziegelofens in der Bleichgasse ist im Katalog der Befunde (S. 13f.) zusammengefaßt. Die Befunde und Funde wurden ausgewertet (S. 21f.). Die Produktion der Ziegeler bestand in der Masse aus Falzziegeln, und zwar im 17./18. Jahrhundert. Diese Form löste die Hohlziegel des 14. Jahrhunderts ab. Gefunden wurden ferner Bodenplatten aus Ziegelton. Nach der Ziegelhofrechnung von 1575 wurden 34 300 Ziegel in 11 Ofenbränden zu je 2600 und 3450 Ziegeln produziert, außerdem wurden 36 Kalksteine gebrannt (S. 25, 121f.). Gemessen an der Produktion der Ziegelhöfe in Braunschweig und Hildesheim etwa zur gleichen Zeit ist der „Ausstoß“ in Witzenhausen gering. Abnehmer waren die Bürger, der Rat und vor allem die Adligen im engeren und weiteren Stadtbereich. Der Ziegler war städtischer Bediensteter. Die Bürger werden preisgünstig abgefunden, die auswärtigen Abnehmer zahlen etwa 25 Prozent mehr.

Wirtschaftlich war der Ziegelhof für Witzenhausen von großer Bedeutung, und die erzielten Überschüsse haben wesentlich zur Entlastung des Stadthaushaltes beigetragen.

Insgesamt sei hier abschließend herausgestellt, daß die angezeigte Veröffentlichung über den Ziegelhof in Witzenhausen eine gründliche Arbeit darstellt, in der ein wenig beachteter Gewerbebetrieb einer hessischen Kleinstadt mit größter wissenschaftlicher Sorgfalt gewürdigt worden ist, und es ist zu erwarten, daß die Verf., wie angedeutet wird, gemeinsam mit der archäologischen Arbeitsgemeinschaft und mit der verständnisvollen Unterstützung durch den Magistrat der Stadt Witzenhausen sich neuen Aufgaben zuwenden werden. Ein ausgezeichnetes Beispiel partnerschaftlicher Zusammenarbeit.

Kurt Günther

Wolff, Fritz: Karten im Archiv. Marburg: Archivschule 1987. 64 S., darin 16 teils farbige Abb., quer -8°, ISBN 3-923833-21-0 (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg – Institut für Archivwissenschaft – Nr. 13).

Die Anwärter des gehobenen Dienstes im Archivwesen werden im Rahmen des Faches „Archivwissenschaft“ auch mit der Eigenart der in den Archiven befindlichen, im Zusammenhang von irgendwelchen Verwaltungsvorgängen entstandenen oder von anderswoher entnommenen handgezeichneten und gedruckten Karten vertraut gemacht. Der 22. Fachhochschullehrgang stellte 1987 aus dem Dargebotenen in Auswahl eine Ausstellung zusammen, die die obige Schrift von Fritz Wolff als Katalog begleitet. Diplomarchivar Werner Engel hat als Kartenreferent des Staatsarchivs bei der Auswahl und Ermittlung des Materials seine eingehende Kenntnis der Kartenbestände eingebracht. Ausstellung und Katalog wurden aus Anlaß der Jahrestagung des Arbeitskreises der Kartenkuratoren in der Deutschen Gesellschaft für Kartographie im Mai 1987 in Marburg erarbeitet.

„Karten und Archiv“ sind in der Regel Bestandteile eines Aktenfaszikels. Derartige Karten gibt es für Kurhessen etwa seit 1500. Hierher gehören auch die Karten der alten Landesaufnahmen, wenn, was üblich war, diese mehr als die Topographie des Landes, also z. B. Rechtsverhältnisse beschreiben. Der Katalog beschreibt knapp, doch leicht verständlich, die Eigenschaften der wichtigsten Teilgruppen wie die der „Augenscheinkarten“, die der Liegenschaftsvermessungen des 18. Jahrhunderts, der verschiedenen offiziellen und inoffiziellen Landes-

vermessungen durch Mercator, Dilich, Schleenstein etc. Sehr gute Beispiele, mit bis zu zwei Abbildungen zusätzlich erläutert, vertiefen die Aussage eines jeden Kapitels. Dabei ist jedem Abschnitt die wichtigste Literatur beigelegt. Nicht beschrieben werden Forstkarten und „Technische Karten“, das sind Seigerkarten, Baupläne, Straßenbaukarten etc. Trotzdem gibt der Katalog zum einen einen vorzüglichen Überblick über die Geschichte der Kartographie Kurhessens; andererseits wird durch die Beschreibung der Eigenart jeder Kartengruppe deutlich, welchen großen Quellenwert für wissenschaftliche Untersuchungen das in den Archiven befindliche reichhaltige, heute noch vorhandene Kartenmaterial ab 1500 hat.

Der auch äußerlich sehr ansprechend gestaltete Katalog kann als Einstiegshilfe im Umgang mit alten Verwaltungskarten nur empfohlen werden.

Hans-Jürgen Kahlfuß

Zu gutem Gedenken. Kulturhistorische Miniaturen aus Stammbüchern des Germanischen Nationalmuseums. 1570–1770. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Lotte Kuras. München: Prestel Verlag 1987.

Stammbücher, „würdige Vorläufer“ des Poesiealbums und bekannt aus der Schülerszene in Goethes „Faust“, werden im Nürnberger Museum seit dem 19. Jahrhundert gesammelt. Aus 40 von 300 werden in dem vorliegenden Büchlein reizvolle und thematisch vielfältige Bilder vorgestellt – in hervorragender Farb- und Druckqualität.

Die Bilder selbst wirken unmittelbar auf den Betrachter; wer mehr verstehen will, liest die Einleitung, die vor allem einen übersichtlichen Einblick in die Entwicklung der Stammbuchsitte gibt.

Der Hauptteil des Buches ist in elf Kapitel unterteilt, in denen die verwirrende Vielfalt der Motive übergreifenden Themen – wie „Liebe und Freundschaft“, „Antike“, „Natur“, „menschliches Schicksal“ – zugeordnet ist. Jeweils ca. zehn teils farbige, teils schwarz-weiße Bildbeispiele folgen auf eine kurze Kapiteleinführung, die den allgemeinen kulturhistorischen Hintergrund dessen, was uns auf den folgenden Seiten erwartet, darstellt. Um Erläuterungen zu den einzelnen Bildern geben zu können, sind diese Ausführungen jedoch zu knapp. Verwirrend wirkt zudem, daß die Erläuterungen, wenn sie ins Detail gehen, sich meist auf Abbildungen beziehen, die *nicht* im nachfolgenden Kapitel zu finden sind. Auch sind die Bildhinweise nicht unbedingt erhellend: z. B. weiß der Leser nach Lektüre von Kap. 4 nur, daß die „nackte Frau auf dem Igel“ in Kap. 1 um 1615 möglicherweise als „unschambar“ empfunden wurde, *warum* sie jedoch dergestalt auf dem überdimensionierten Tier sitzt und dazu noch eine Fahne in der Rechten trägt, erfährt man leider nicht.

Mehr ein Buch also zum Schauen als zum Verstehen: auf jeder Seite gibt es Merkwürdigkeiten zu entdecken: Studentenbuden und Musikinstrumente des 17. Jahrhunderts, Figuren der Commedia dell'arte, Pyramus und Thisbe dicht neben Männeken Piss . . .

Die Kritik am Text kann die Freude am Bild nicht schmälern. Der Anreiz zum Schauen und Entdecken, den dieses Büchlein bietet, ist enorm. Wer sich darauf einlassen kann, wird das Buch mit viel Genuß und Gewinn lesen.

Veronika Gerhard

300 Jahre Denis Papin. Naturforscher und Erfinder in Hessen. – Ausstellungskatalog zu den Exponaten der Universitätsbibliothek Marburg und des Hessischen Landesmuseums Kassel. Marburg 1987. 201 S., 66 Abb., 13,— DM.

Der kleine aber gehaltvolle Katalog wurde erstellt von den Wissenschaftlern Hans Ackermann, Hans Behr, Wolfgang Fischer, Uwe Scheffner und Eva Verheyen des Fachbereichs Physik der Philipps-Universität Marburg, den wissenschaftlichen Mitarbeitern der Universitätsbibliothek Uwe Bredehorn und Gerhard Schneider (auch Gesamtedaktion) sowie vom astronomisch-physikalischen Kabinett im Hessischen Landesmuseum Kassel durch Dr. Ludolf von Mackensen. Das Landesmuseum konnte neben Erzeugnissen hugenottischer Uhrmacher, seltenen physikalischen Apparaturen des 17. und 18. Jahrhunderts (Vakuumkugeln, Luftpumpen, Dampftöpfen, Barometern) auch mit Gemälden, dem exzellenten „Besteckkasten“ zum Feldmessen, zur Ballistik usw. des Landgrafen Karl einen wichtigen Beitrag leisten und diese besprechen. Vorrichtungen zur Dampfmaschinen-Entwicklung der Papin-Zeit und der Luftmörser des französischen Erfinders von ca. 1705 sind ebenfalls durch L. v. Mackensen bearbeitet worden. Ob er den Text Nr. 92 zum berühmten Veckerhäger Dampfzylinder des Landes-

museums bearbeitet hat (Inv. Nr. B 4, 7), was zu vermuten ist, gibt die Zuordnung auf S. 201 des Kataloges leider nicht an. So fehlen beispielsweise auch Bearbeitungsverweise zur Nr. 95 oder der dreisten Industriewerbung wie Nr. 104 (Fa. Viessmann). – Den Allendorfer Heizkesselwerken verdanken die Physiker wesentliche Teile des funktionsfähigen Modells der Papinschen Dampfpumpe, was vielleicht die Nr. 101 ff. im Katalogteil „Ofenkonstruktionen im Wandel der Zeit“ erklärt. Die Vorschläge zu Öfen zum Backen, zur Eindampfung von Sole, zur Herstellung eiserner Retorten zeigen recht anschaulich, wie technologisch fortschrittlich Papin schon 100 Jahre vor der Sparofenwelle (um 1800) war; daneben erfand er den Dampfkochtopf („Digestor“), Unterwasserboote, einen Schaufelrad-Antrieb für Schiffe, besonders seine Erfindung für das Bergwesen zeigen seine innovatorische Breite. Einen ähnlichen Erfindungsreichtum legte erst wieder ein volles Jahrhundert später der hessische Bergrat C. A. Henschel an den Tag! Papins Hessenpumpe (Nr. 79), auch Hessen-Blasebalg genannt, ermöglichte die Belüftung der Allendörfer Braunkohlengruben und somit eine Wiederinbetriebnahme durch neuartige Bewetterung; die gleiche Technik wurde später noch lange in bäuerlichen Getreide-Sichtern angewendet. Papins Grundprinzip der Wasserpumpe mit axialem Wassereintritt (Abb. 39, Fig. 2a) nutzte die Eisenhütte Veckerhagen im 19. Jahrhundert sinngemäß bei ihren frühen Turbinenkonstruktionen, was der Redakteur Schneider nicht wissen konnte! Überhaupt zeichnen sich gerade die zahlreichen Beiträge von Gerhard Schneider durch sichere Interpretation auch ältester Quellen bis hin zur kritischen Berücksichtigung neuester Veröffentlichungen (1987) aus. Man muß allgemein das Autorenteam beglückwünschen, bei aller Beschränktheit des Kataloges auf das Taschenbuchformat mit lediglich 66 Schwarzweiß-Abbildungen, die Möglichkeiten der Hochschuldruckerei Marburg und anderen Sachproblemen, einen so knappen aber bestechenden Überblick zum hessischen Papin-Jubiläum vorgelegt zu haben.

Das recht preiswerte Bändchen, das auch zahlreiche Bezüge und Literaturhinweise zum Verständnis der europäischen Akademien, der Wissenschafts- und Wirtschaftsblüte unter Landgraf Karl und besonders der Naturwissenschaften zur Zeit der Ansiedlung der Hugenotten in Deutschland enthält, sollte in keinem Handapparat zur Technikgeschichte fehlen!

Siegfried Lotze

Denis Papin und die Eisenhütte Veckerhagen. – In: Reinhardshäger Hefte, Ausgabe 1, hrsg. von der Gemeinde Reinhardshagen, Reinhardshagen 1987, 20 S.

Altes in Erinnerung bringen, neu Entdecktes vorstellen und Vergehendes bewahren sind nach Bürgermeister Lothar Merkwirth die drei vorrangigen Aufgaben der 1987 neu gegründeten „Reinhardshäger Hefte“. Die erste Ausgabe liegt inzwischen vor und beschäftigt sich mit Denis Papin und seinen Beziehungen zur Eisenhütte Veckerhagen.

Das im Jahrbuch-Kassel-Format gehaltene Heft hat einen Umfang von 20 Seiten und enthält zwei Arbeiten. Die erste ist eine Erzählung von Jerome Gerth aus Wetzlar. Sie stellt sehr anschaulich auf fiktiver Grundlage die Bemühungen des bekannten Wissenschaftlers und Erfinders um die Entwicklung des Dampfkochtopfes dar. Dabei wird die Welt eines Marburger Professors zu Beginn des 18. Jahrhunderts sowie die Rolle des Kasseler Hofes bei der Entwicklung des ersten dampfgetriebenen Schiffes besonders plastisch.

Der zweite Aufsatz ist ein Nachdruck der Arbeit von Siegfried Lotze aus dem Jahrbuch des Landkreises Kassel von 1987. Da dieses Buch sicher vielen Lesern nicht zur Verfügung steht, ist der Nachdruck berechtigt. Auch ergänzt die Sachdarstellung über Papin den erzählenden Text von Gerth sehr sinnvoll.

Der Anfang der Reihe ist vielversprechend. Es bleibt zu hoffen, daß die folgenden Hefte ähnlich gut geraten. Bei einer weiteren Mitarbeit Siegfried Lotzes ist daran eigentlich nicht zu zweifeln.

Friedrich-Karl Baas

Mann, Gunter, und Franz Dumont (Hrsg.): Samuel Thomas Soemmerring und die Gelehrten der Goethezeit. Beiträge eines Symposiums in Mainz vom 19. bis 21. Mai 1983, mit einer Soemmerring-Bibliographie bearbeitet von Gabriele Wenzel-Naß. Stuttgart, New York: Fischer 1985 (Soemmerring-Forschungen. Beiträge zur Naturwissenschaft und Medizin der Neuzeit, hrsg. von Gunter Mann, Jost Benedum und Werner F. Kümmel. Band 1), 437 S., 31 Abb., 98,- DM.

Der vorliegende Band ist die erste Veröffentlichung der Soemmerring-Forschungsstelle, die seit dem Jahr 1979 unter Leitung der Professoren Mann und Kümmel an der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Rahmen der Kommission für die Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften und in Zusammenarbeit mit dem Medizinhistorischen Institut der Universität Mainz besteht. Die Forschungsstelle will in interdisziplinärer Arbeit vor allem Leben und Werk von Samuel Thomas Soemmerring erforschen, seine Werke neu edieren und in ihrer Schriftenreihe Beiträge zur Personengeschichte leisten, aber auch „Fakten- und Ideengeschichte, Sozial- und Wissenschaftsgeschichte, Alltags-, Kultur- und Geistesgeschichte auch, (zur) Strukturgeschichte letzten Endes“ (Vorwort, S. 5).

Samuel Thomas Soemmerring (1755–1830) war nach seinem Medizinstudium in Göttingen seit 1779 Professor der Anatomie am Collegium Carolinum in Kassel, folgte 1784 einem Ruf an die Universität Mainz, war seit 1795 als Praktischer Arzt in Frankfurt tätig und wurde 1805 an die Bayerische Akademie der Wissenschaften nach München berufen, von wo er 1820 nach Frankfurt zurückkehrte. Er gehörte zu den bedeutendsten Anatomen seiner Zeit, beschäftigte sich aber auch mit paläontologischen, physikalischen, chemischen, meteorologischen und astronomischen Problemen. Seine weitgespannten Interessen führten zu Bekanntschaften, Korrespondenzen und zur Zusammenarbeit mit zahlreichen Gelehrten seiner Zeit, die in 13 Beiträgen dieses Bandes dargestellt werden. In einigen Beiträgen überwiegt die Darstellung der persönlichen Kontakte (Antonie M. Luyendijk-Elshout über Soemmerring und Petrus Camper), in anderen steht die Auseinandersetzung über wissenschaftliche Fragen im Mittelpunkt. Die Beziehungen Soemmerrings zu folgenden Gelehrten und Themen werden erörtert: Manfred Wenzel: Goethe – Morphologie und Farbenlehre; Frank W. P. Dougherty: Johann Friedrich Blumenbach – die Stellung des „Mohren“ zum Europäer; Werner Friedrich Kümmel: Alexander von Humboldt – Galvanismus; Irmgard Müller: Georges Cuvier – Rekonstruktion von Fossilien; Heinz Tobien: Johann Heinrich Merck Paläontologie; Gunter Mann: Franz Joseph Gall – Kranioskopie und Gehirnforschung; Peter McLaughlin: Kant – Soemmerrings Schrift „Über das Organ der Seele“; Manfred Dick: Wilhelm Heinse – Naturauffassung und Seelenbegriff.

Für Soemmerrings Kasseler Zeit sind die Beziehungen zu den Kollegen am Collegium Carolinum von Interesse. Hans Querner betont in seinem Beitrag die enge Freundschaft zu Georg Forster, die sich in ihrer Kasseler Zeit entwickelte und erst zerbrach, als sich Forster für die Mainzer Republik engagierte. Klaus Mross stellt Ernst Gottfried Baldinger – in Göttingen Soemmerrings Lehrer, in Kassel sein Kollege – als akademischen Lehrer und Herausgeber mehrerer medizinischer Zeitschriften dar, zu denen auch Soemmerring Beiträge lieferte. Einem dritten Kasseler Kollegen, Johannes Müller, ist ein Teil des Beitrages von Franz Dumont „Gelehrten-Alltag der Goethezeit: Friedrich Heinrich Jacobi, Johannes von Müller und Samuel Thomas Soemmerring“ gewidmet.

Die meisten Beiträge sind als Druckfassungen von Symposiumsvorträgen relativ kurz; weitere Detailuntersuchungen sind für die Folgebände der neuen Buchreihe zu erwarten.

Der abschließende 14. Beitrag, die Druckfassung eines Öffentlichen Abendvortrags von Notker Hammerstein, gibt unter dem Titel „Universitäten und gelehrte Institutionen von der Aufklärung zum Neuhumanismus und Idealismus“ einen Überblick über die Entwicklung der Universitäten von der Gründung der Universität Göttingen bis zu den Humboldtschen Reformen, wobei sich der Verfasser weitgehend auf seine früheren Veröffentlichungen stützt.

Die von Gabriele Wenzel-Naß in verdienstvoller Arbeit zusammengestellte Bibliographie Soemmerrings umfaßt dessen Werke, solche, bei denen er als Herausgeber oder Mitarbeiter beteiligt war, sowie 448 Titel der Sekundärliteratur. Seine Beiträge zu Zeitschriften und Rezensionen sollen später veröffentlicht werden.

Den Herausgebern ist zu danken, daß sie auch der äußeren Gestalt der neuen Buchreihe ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben. Der erste Band zeichnet sich durch angenehmes Layout, einen gut lesbaren Satz und einen festen Einband aus.

Eberhard Mey

Klüssendorf, Niklot: Der Münzschatz von Niederhone und die hessen-kasselsche Denkmalpflegeverordnung von 1780. Marburg: N. G. Elwert Verlag 1987, 159 S.

Die Untersuchung befaßt sich mit einem Münzfund in dem heutigen Stadtteil Eschweges, Niederhone, und mit dessen Auswirkung auf die Denkmalpflegeverordnung vom 22. Dezember 1780.

Zunächst wird berichtet, daß im Juni 1780 der Schatz entdeckt wurde. Nach Bekanntwerden des Fundes setzte eine Untersuchung der Behörden in der damaligen Rotenburger Quart ein. Ziel der Behörden war es, den Schatz zusammenzuhalten und diesen für das Museum Fridericianum anzukaufen. Nach einer finanziellen Bereinigung der verschiedenen Ansprüche gelang es, 109 Münzen von unterschiedlichen Besitzern zu erwerben. Die Aufteilung des Kaufpreises erfolgte auf die Eigentümer des Grundstückes und auf die Finder. Die Münzen wurden der landgräflichen Sammlung zugefügt. Dort blieben sie bis zu den Jahren 1923 und 1926. Danach wurde der Schatz teilweise durch die Museumsverwaltung zu relativ ungünstigen Bedingungen verkauft. Der Verkauf erfolgte, um andere Gegenstände (Plastiken) für das Museum anzukaufen.

In mühevoller Kleinarbeit versucht der Verfasser die Rekonstruktion des Schatzes durch umfangreiche methodische Erläuterungen. Er beschreibt die Münzen und legt ein Münzverzeichnis an. Es erfolgt die Aufteilung der verschiedenen Münzsorten. Der Schwerpunkt der Aufteilung liegt bei den im Schatzfund vorhandenen Münzen wie Goldgulden, Rosenobel und Dukaten. Sie werden in einer ausführlichen Weise beschrieben, ebenso die Silbermünzen, bei denen es sich meistens um Talerstücke handelt. Es folgen geldgeschichtliche Bemerkungen zum Schatzfund von Niederhone. Der Verfasser stellt fest, daß die Vergrabungszeit frühestens 1632 sein konnte. In einer interessanten Weise rekonstruiert er die im Dreißigjährigen Krieg stattgefundenen kriegerischen Handlungen im Raum Eschwege.

Der Verfasser nimmt übergreifend Bezug auf die anderen hessischen Fundorte und stellt dadurch Beziehungen zu dem Münzschatz von Niederhone her. Weiterhin stellt er eine geldgeschichtliche Betrachtung für die in der Vergrabungszeit umlaufenden Münzen an. Dabei geht er insbesondere auf die Probleme der Kipper- und Wipperzeit ein; der Geldwert des Schatzes sowie dessen Kaufkraft werden von ihm behandelt. Interessant stellt er die Bedeutung der als Weidenbaumtaler bekannten Münze her.

Anschließend schildert der Verfasser die Erfahrungen der landgräflichen Behörden bei dem Erwerb des Münzschatzes. Diese Erfahrungen initiiert die Denkmalpflegeverordnung vom 22. Dezember 1780. Ziel dieser Verordnung war die Erhaltung der im Land befindlichen Monumente und Altertümer. Die hessen-kasselsche Verordnung hatte ihr Vorbild in einer brandenburgisch-bayreuthischen Verordnung.

Die Auswirkungen der Denkmalpflegeverordnung wird vom Verfasser positiv gewürdigt. Durch diese Verordnung wurde die Furcht vor entschädigungsloser Enteignung genommen. Die positive Entwicklung wird durch eine Übersicht vom 18. bis 20. Jahrhundert, die die Entdeckung und Erfassung von Münzschatzen in Hessen beinhaltet, belegt.

Der Geltungsbereich und die Geltungsdauer werden in ausführlicher Weise beschrieben.

Die Verordnung hat lange Zeit in den nördlichen Teilen Hessens bis einschließlich 6. Februar 1962 gegolten.

Der Verfasser versucht, durch Rechtsvergleiche Regelungen in anderen Gesetzen und Verordnungen herzustellen.

In einem Diagramm der in Hessen entdeckten Münzen stellt der Verfasser auch die Fundhäufigkeit dar. Dabei werden auch die verschiedenen Epochen der hessischen bzw. deutschen Geschichte und die modernen Techniken in bezug auf die Fundhäufigkeit deutlich.

Die münz- und rechtsgeschichtliche Abhandlung ist eine wertvolle Aufarbeitung von Materialien hessischer Geschichte. Das aus einer gründlichen Forschungsarbeit hervorgegangene Werk stellt interessant Bezüge zu verschiedenen Aspekten musealer Arbeit dar. Die abgebildeten Münzen in der Mitte und am Ende der Untersuchung sind eine repräsentative Auswahl der Münzen des Schatzfundes.

Ein umfangreiches Verzeichnis von Quellen und Literatur regen den numismatisch gebildeten Leser zum intensiven Studium hessischer Münz- und Geldgeschichte geradezu an. Es muß als sehr verdienstvoll angesehen werden, daß der Verfasser einen abgeschlossenen Vorgang noch einmal einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzog, um die Bedeutung für die heutige Zeit herauszustellen.

Dem Verfasser sei hierfür herzlich gedankt.

Egon Sprecher

Henckel, Walter: Werkzeuge und Geräte alter Berufe im Oberwesertal. Hannoversch Münden 1988. 100 S. Sydekum-Schriften zur Geschichte der Stadt Hann. Münden. Hrsg. vom Heimat- und Geschichtsverein Sydekum zu Münden e. V. 17. Zu beziehen durch den Heimat- und Geschichtsverein Sydekum, über : Archiv der Stadt Münden, Schloßplatz 5, 3510 Hann. Münden sowie durch den örtlichen Buchhandel.

Das Buch handelt von der Fischerei, den Holzarbeiten im Wald, dem Wasserbau und der Schifffahrt sowie den Arbeiten an Steinen und Erden in einem beispielhaften Aufnahmegebiet an der Oberweser. Es geschieht in einer eindrucksvollen Verbindung von Bild und Text. Werkzeuge und Geräte, die es zum Teil so nur in diesem Bereich gibt, sind nicht nur nach Originalen im Bild dargestellt, sondern es wird, teils in Photos (54), teils in Zeichnungen (81) des Verfassers die Anwendungsweise anschaulich gemacht. Aus Akten, Urkunden, alten Bildern und Karten wird auch die historische Dimension erfaßt, so daß insgesamt ein über den geographischen Bereich hinaus bedeutsames Dokument entstanden ist.

Im einzelnen erfaßt die Darstellung für die Fischerei zwölf verschiedene Arten verwendeter Netze sowie deren Herstellung und Anwendung bei den unterschiedlichen Arten der gebräuchlichen Fischzüge. Bei den Waldarbeiten sind beschrieben: Waldbau, Holzeinschlag, Lohegewinnung, die umfängliche Köhlerei, Bauholzbearbeitung und Schwellenhauerei. Danach Wasserbau, Schiffbau (insbesondere das hier gebräuchliche Lattenschiff), das für den ehemaligen Handel so wichtige Treideln, die zuletzt 1971 geübte Flößerei sowie der bis heute nicht erloschene Fährbetrieb in seinen technischen Wandlungen. Unter „Steine und Erden“ sind Steinbrucharbeiten, Brechen und Schärfen von Mühlsteinen, Gewinnung von Braunkohle, Herstellung und Verarbeitung von Glas sowie Gewinnung von Ton und Lehm und Töpferei in ihren Einzelheiten eindrucksvoll beschrieben.

Im ganzen ein weites Feld historisch-kritischer Beobachtungen, das in allen Einzelheiten in die Erforschung alter Werkstätigkeit hineingreift und unübersehbares neues Material bietet. Wertvolle Anhänge: Ein ausgewähltes Literaturverzeichnis, ein Quellenverzeichnis für die 193 vorwiegend farbigen Abbildungen, ein Schlagwortverzeichnis der Berufe, Tätigkeiten und Geräte. Am Ende erschließt ein Verzeichnis von 107 Ortsnamen dem Forschenden den weiten Bereich des Dargestellten.

Entstanden ist die Arbeit aus einer Ausstellung, die der Verfasser (er ist durch seinen Beruf als Architekt ein vorzüglicher Sachkenner) aus Anlaß der 1250-Jahrfeier seines Wohnortes Hemeln veranstaltete. Der Heimat- und Geschichtsverein Sydekum bot die Möglichkeit, das zu diesem Anlaß aus dem Besitz von Ortsbewohnern kurzzeitig ausgestellte Material in der vorliegenden Veröffentlichung vermehrt und bleibend sichtbar zu machen. Auch dieser Vorgang darf als beispielhaft gewertet werden. Im ganzen ist das Buch in seiner vorzüglichen Ausstattung (Goltze-Druck Göttingen) ein für die Sachforschung und die Kenntnis der alten Arbeitswelt unübersehbares Muster, dem zu gegebener Zeit eine gleichartige Darstellung bäuerlichen Geräts folgen soll.

Ludwig Denecke

Wied, Hans (Hrsg.): Sagen und Märchen aus dem Hinterland. Bad Laasphe: Selbstverlag des Herausgebers 1987, 200 S.

In einer Zeit, in der überall die Trachtengruppen wie Pilze aus dem Boden schießen, Heimatfeste gefeiert werden, Bauernmalerei und andere Volkskunst hoch in der Gunst des Publikums steht, kann es nicht ausbleiben, daß mündlich oder schriftlich überliefertes Kulturgut wie Sagen und Märchen erneut auf das Interesse heimatverbundener Bevölkerungskreise stößt. Bitten aus vielen Orten des Hinterlandes (Kreis Marburg-Biedenkopf) bewogen deshalb den Herausgeber, der bereits 1985 mit einem Sagen- und Märchenbuch einschlägig hervorgetreten ist, sich mit der Sammlung von Volkserzählungen aus dem Altkreis Biedenkopf zu beschäftigen, die nun in einem gut gestalteten Bande vorliegen.

In seinem Vorwort stellt Hans Wied fest, daß er bei seinem Vorhaben natürlich auf frühere Veröffentlichungen zum gleichen Thema zurückgreifen mußte, wobei er insbesondere H. Bender als erfolgreichen Sammler erwähnt, der kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges einen Teil der Sagen aufzeichnen konnte, die jetzt wieder abgedruckt wurden, allerdings in nun leicht veränderter Fassung. Um des besseren Verständnisses willen entschloß sich nämlich der Herausgeber, die ursprünglich in Mundart aufgezeichneten Erzählungen ins Hochdeutsche zu übertragen. Das war sicherlich eine richtige Entscheidung, wenn man auch den Verlust der

alten Volkssprache bedauern muß, doch ist die Mundart in unserer Region fast nur noch für ältere Leute verständlich. Obwohl also die verschiedenen Geschichten dem Sprachgefühl unserer Zeit vorsichtig angenähert wurden, blieb ihr Kern und damit auch ihre Aussage dennoch unverändert erhalten. Hans Wied ist zu danken, daß es ihm auf diese Weise gelang, den Sagen- und Märchenschatz des Hinterlandes der Vergessenheit zu entreißen und damit vielen Heimatfreunden erneut zu erschließen.

Wie liebevoll der Herausgeber mit seinem Thema umging und woran er alles gedacht hat, um das Buch vielen zugänglich zu machen, sieht man daran, daß die verhältnismäßig großen Drucktypen, die für den Band benutzt wurden, es sowohl älteren wie jungen Menschen ermöglichen, den Inhalt der Sagensammlung ohne große Anstrengung für die Augen abschnittsweise zu lesen. Nimmt man dazu noch die reizenden Aquarelle und Zeichnungen von der Hand der begabten Künstlerin Rolanda Heimer aus Wallau, die sich mit ihren Arbeiten in den Geist der alten Sagen sichtlich eingelebt hat, so wird deutlich, daß dieser ansprechende Band bei jung und alt eine große Lesergemeinde finden kann.

Als ausgesprochen benutzerfreundlich erweist sich auch die Anordnung der Erzählungen, denn ihre Herkunftsorte sind dem Alphabet entsprechend aufgeführt und bestimmen so ihre Reihenfolge. Jeder Leser kann also leicht feststellen, ob für das von ihm gesuchte Dorf eine Sage oder ein Märchen vorliegt oder ob das nicht der Fall ist. Ein umfassendes Quellenverzeichnis und die umfangreich angegebene Literatur runden das empfehlenswerte Buch ab.

Waldemar Zillinger

Martin, Bernhard: Gesammelte Schriften zur waldeckisch-hessischen und deutschen Mundartforschung. Bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Erich Schmitt (Beiträge zur deutschen Philologie, hrsg. von H. Ramge, L. E. Schmitt und C. Wiedemann, Bd. 59). Gießen: Verlag Wilhelm Schmitz 1984, 587 S.

Bernhard Martin (1889–1983), ein gebürtiger Waldecker, ist seit seinem Studium mit dem „Deutschen Sprachatlas“ in Marburg verbunden geblieben, auch als er das „Kurahessische Landesamt für Volkskunde“ leitete. Als sein Arbeitsfeld hat er selber „deutsche Mundartforschung und Volkskunde, insbesondere hessische“ mit Stolz bezeichnet. In Forschung und Lehre hat er seine geliebte Heimat nie aus den Augen verloren, während er viele andere Bereiche bearbeitet hat. Anerkennung für umfangreiche Tätigkeit und stete Hilfsbereitschaft waren zwei Festschriften für Bernhard Martin, die in für ihn so wichtigen Reihen erschienen: zum 70. Geburtstag 1959 (= HBV, Bd. 51/52, Gießen 1960) und zum 90. Geburtstag 1979 (= DDG, Bd. 100, Marburg 1980).

Ludwig Erich Schmitt, der vierte Sprachatlas-Direktor, hat zum Gedenken an den „getreuen Eckhart“ (Nachruf, S. 13) 1984 Martins Schriften zur Mundartforschung und Volkskunde herausgegeben, die ein Bild von Interessen und vom Schaffen des hessischen Forschers vermitteln. Deren Würdigung wird dem Leser durch des Herausgebers Nachruf, Vorwort und Geburtstagsrede (1974) erleichtert, ebenso durch die Bibliographie von Anneliese Born. Es muß ihm ja bewußt sein und bleiben, daß mit Martins Schriften zugleich ein Stück Wissenschaftsgeschichte, auch in ihrer Zeitgebundenheit, angedeutet ist.

Die am Beginn stehenden Arbeiten Martins zu Mundart und Volkskunde seiner Heimat geben zugleich einen Begriff von der Vorgehensweise der älteren Dialektforschung, der er sich bleibend verpflichtet fühlte. Viele Titel sind der Zeitungsbeilage „Mein Waldeck“ entnommen (dabei hätte auf Nr. 53 verzichtet werden sollen), andere den „Hessischen Blättern für Volkskunde“, den „Lebensbildern aus Kurhessen und Waldeck“ und natürlich der „Deutschen Dialektgeographie“. Aus dem Bändchen „Die deutsche Volkssprache“ (1939) sind umfangreiche Teile – leider stark verkleinert – wiedergegeben, auch alle Sprachkärtchen; von den 43 Sprachproben sind nur 17 abgedruckt, allerdings ohne Berücksichtigung Hessens. Der Überblick über „Die hochdeutsche Mundartdichtung“ aus W. Stammlers „Aufriss“ (1952) wird wieder interessierte Leser finden. Die Skizze über das Waldecker Land belegt die Arbeitsfreude und Heimatliebe des Neunzigjährigen und ist deswegen vom Herausgeber gern aufgenommen worden.

Man muß kein Bibliophiler sein, wenn man nachträglich dem Band ein einheitlich(er)es Schriftbild wünschen möchte, zumal viele Seiten nun doch zu kleine Buchstaben zeigen. Von den stehengebliebenen Schreibfehlern stören einige sehr, darunter S. 19, 5. Zeile. Gern sähe man ein Porträtphoto des Gelehrten, dem viele Schüler dankbar sind, und ein Bild des Hessen bei der Feldforschung; doch auch dafür hat leider das Geld gefehlt, was dem Herausgeber

immer wieder vor Augen geführt wurde. Dieser hoffte, die Gesammelten Schriften möchten „die Arbeit an den Großprojekten des Sprachatlas künftig weiter fördern, ebenso wie die ureigenste Arbeit des Waldeckers und Hessen Bernhard Martin“ (S. 17). Auch Heimatforscher und Geschichtsfreunde im nordhessischen Raum haben hier viele Anknüpfungsmöglichkeiten, die sie nun leicht erreichen können; dabei würde Bernhard Martin auch die Schritte anerkennen, die nicht einfach seine Wege fortsetzen, wenn sie nur redlich und mit innerer Beteiligung getan werden.

Alfred Höck

Keim, Heinrich: Nordhessisches Küchenbrevier. Geschichten und Rezepte von Schleckfresern, Windbiedeln und Weckewerksbären. Gudensberg: Wartberg Verlag 1987, 3. Aufl.

Wenn H. Keims Küchenbrevier schon im ersten Jahr nach seinem Erscheinen in der dritten Auflage verkauft wurde, so spricht dieser Erfolg des Buches für sich. Die Mischung von Geschichten – die kurzweilig so manches über Geschichte, Handwerk und Volkskunde erzählen – und Rezepten kommt an. Dabei erscheint das Buch auf den ersten Blick gar nicht popularitätsverdächtig. Der Verfasser gibt einen umfassenden kulturhistorischen Überblick unter dem Motto (1. Satz): „Speisen sind Kulturleistungen.“ Und wer erwartet in einem solchen Buch ein Literaturverzeichnis von weit über 100 Titeln, von denen nur 17 Kochbücher sind? Der Rest betrifft Historisches und Fachkundliches, so daß jedes Kapitel durch Verweise und Zusatzinformationen angereichert wird, oft weit über den Rahmen des Nordhessischen hinaus. So werden beim Stichwort „Selleriesalat“ Worte eines französischen Anstandslehrers des 18. Jahrhunderts zitiert (die heftig-rohe Bezeichnung für Sellerie dagegen wird unterschlagen!).

Die Stärke dieses Buches wird hier deutlich: In einer Mischung aus sachlich fundierten Informationen und leichtem Plauderton wird der Leser durch immer neue Episoden geführt. Man schlägt beispielsweise ein Kartoffelgericht auf, findet eine einfache Kochanleitung – oft Originalrezepte – in einem Kästchen und darunter eine Einführung in traditionelle Hausbaumethoden.

Oft verleiten die ganz unverkrampft eingebrachten Erläuterungen einfach zum Weiterlesen; das „trockene“ Rezeptbuch wird zum „Ernährungskrimi“, der auch vor drastischen Episoden nicht zurückschreckt und – obwohl das Interesse vorrangig historisch-didaktisch ist – stets die Unterhaltung mit in den Vordergrund stellt.

Da beim Speckkuchen von „verwirrten Zugereisten“ die Rede ist: Deren Verwirrung beim Lesen wäre durch einige zusätzliche Worterklärungen einzudämmen. Doch schmälert dies kaum das Lese- und Kochvergnügen.

Veronika Gerhard

Stolle, Walter: Carl Engel genannt von der Rabenau. Ein hessischer Maler der Biedermeierzeit. M. e. Beitr. v. Brigitte Rechberg. Ausstellungskatalog. Kassel: Hessischer Museumsverband 1987, 344 S., zahlr. Abb., davon 24 in Farbe.

Ab dem 13. 12. 1987 wurde in verschiedenen hessischen Städten die Wanderausstellung des Hessischen Museumsverbandes „Carl Engel genannt v. d. Rabenau – ein hessischer Maler im späten Biedermeier“ gezeigt; man konnte sie zunächst in Marburg, dann in Hanau und Lauterbach sehen.

Aber auch anhand des umfangreichen und reich bebilderten Kataloges – Ende 1987 erschienen – ist es durchaus möglich, sich ein Bild vom Leben und Schaffen dieses bisher von der Kunstgeschichte vernachlässigten Malers zu machen. Es handelt sich hierbei allerdings auch nicht um einen Ausstellungskatalog im eigentlichen Sinn, sondern um ein im Rahmen der Möglichkeiten nach Vollständigkeit strebendes Werkverzeichnis, das aus jahrelangen Vorarbeiten resultiert.

Carl Engel wurde 1817 in Londorf in der Rabenau (etwa 20 km südöstlich von Marburg) geboren. Auch wenn er schon als Schüler seinen Heimatort verließ und sich später in einem ganz anderen gesellschaftlichen Milieu bewegte als die armen Bauern und Handwerker der Rabenau, so blieb doch zeitlebens eine starke geistige Verbundenheit des Künstlers mit der Landschaft, ihren Bewohnern und Traditionen.

Von 1834–1836 studierte Engel an der Düsseldorfer Akademie und entwickelte dort die Grundlagen seiner Genremalerei. Es folgten zwei weitere Studienjahre an der Akademie in München, wo 1839 eines seiner bekanntesten Ölbilder, „Zwei Münchner Bürgermädchen“, entstand. Das Motiv fand als Lithografie sehr weite Verbreitung. Einige Exponate der Ausstellung zeigten es in der Verwendung als Dekoration von Industrieprodukten wie Teller, Gläser, Pfeifenköpfe etc. Von 1842 bis zu seinem Tod 1870 lebte Engel in Rödelheim bei Frankfurt und unterhielt dort zusammen mit dem Bildhauer Johann Baptist Scholl ein eigenes Atelier, wo zahlreiche Auftragsarbeiten für das Frankfurter Bürgertum und den Adel entstanden.

Der Werkkatalog ist gegliedert in einen Textteil mit Aufsätzen zur Biografie des Künstlers und zur Vorstellung, Interpretation und Einordnung seines Œuvres in den gesellschaftlichen und kunsthistorischen Hintergrund, in einen Abbildungsteil und in das eigentliche Werkverzeichnis. Außerdem findet sich eine sehr akribisch erarbeitete Literaturliste.

Positiv an dem Textteil habe ich empfunden, daß nicht versucht wird, die Widersprüchlichkeit der bürgerlichen Malerei des 19. Jahrhunderts, die uns auch bei Carl Engel entgegentritt, auf einen erklärenden Nenner zu bringen, sondern daß genau diese Widersprüche im Werk des Malers herausgearbeitet werden. Da wird anhand einzelner konkreter Beispiele aufgezeigt, daß Carl Engel entgegen der zu dieser Zeit immer noch gültigen Lehrmeinung sich als einer der ersten in seiner Wahrnehmung dem eigenen Lebensumfeld zuwandte und seine Motive aus dem Leben der unteren Volksschichten schöpfte. Hinsichtlich der Detailgenauigkeit bei der Abbildung der Trachtenkleidung, Einrichtung, der Eßgewohnheiten etc. wird dem Maler ein hoher dokumentarischer Wert seiner Bilder zuerkannt. Andererseits aber handelt es sich immer um bürgerlich-idealisierte Darstellungen des Bauernlebens, d. h. sie sind keine authentischen Widerspiegelungen des tatsächlichen Lebens, sondern durch ein Raster bürgerlicher Wertvorstellungen wie Harmonie- und Glücksstreben, familiäre Geborgenheit, Einheit mit unzerstörter Natur etc. projizierte Realität. Auch die antirationale Mittelalter-Sehnsucht der Romantik spricht aus vielen Bildern Engels. Landschaft wird meist nur als Kulisse benutzt bzw. als Veranschaulichung einer harmonischen, überschaubaren Umwelt. Dann wieder wird auch die Harmonie in Frage gestellt (wie z. B. in dem Bild „Streitende Müller“ von 1848), und Engel greift um 1848 auch politische Themen auf. Etwas genauer hätte man sich an dieser Stelle seine interessanten Karikaturserien von 1848 über Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung abgehandelt gewünscht. Sie waren meistens Vorlagen für Ausschneidebögen; in der Ausstellung konnte man Exemplare der daraus zusammengesetzten Hampelmänner sehen.

Wohl aus drucktechnischen Gründen wurden die Abbildungen von dem Verzeichnis der Werke getrennt; dadurch ist die Benutzung des Werkkataloges recht mühsam. Hier hätte eine benutzerfreundlichere Lösung weitergeholfen. Jedes einzelne Werk ist eingehend bezüglich der Technik, Komposition und Geschichte beschrieben und teilweise – aber sehr zurückhaltend – mit interpretierenden Zusätzen versehen. Außerdem wurden zu fast jeder Katalognummer Literaturangaben zusammengetragen.

Das Ordnungssystem des Werkverzeichnisses unterliegt formalen Kriterien; die Gemälde und Zeichnungen sind nach Bildgattungen und jeweils chronologisch aufgeführt. Da der größte Teil von Engels Schaffen aus Portraits und ländlichem Genre besteht, wäre auch eine andere Kategorisierung wenig sinnvoll. Lediglich innerhalb der umfangreichen Werkabteilungen wäre eine inhaltliche Unterdifferenzierung nach Motiven bei der Erfassung hilfreich gewesen, ebenso ein Erscheinen der Gliederung *im* Katalogtext und nicht diesem jeweils vorangestellt.

Insgesamt aber ein sehr gründlich erarbeiteter Katalog, der nicht mit Patentantworten bevormundet, sondern hilft, selber zu sehen und weiterzudenken. *Susanne Schmidt*

Außerhessische Themen/Varia

Horn, Heinz Günter (Hrsg.): Die Römer in Nordrhein-Westfalen. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1987, 696 S., zahlr. Abb. (ISBN 3-8062-0312-1).

Der hier anzuzeigende Band ergänzt die als „Reihe“ angelegten Publikationen des Konrad Theiss Verlags über die „Römer in . . .“. Die Bände „. . . in Hessen“ (s. ZHG 89, S. 223 f.) und „. . . in Baden-Württemberg“ (s. ZHG 92, S. 350 f.) zu loben, haben Rezensenten bereits allen Grund gesehen. Die jeweils ausgesprochene, uneingeschränkte Empfehlung ist vollinhaltlich auf die neue Ausgabe „. . . in Nordrhein-Westfalen“ zu übertragen.

30 Autoren – überwiegend aus den Bereichen der rheinischen Museen und der Denkmalpflege – haben den als Herausgeber tätig gewordenen Heinz Günter Horn, Direktor des Rheinischen Landesmuseums Bonn, bei seinen Bemühungen unterstützt, eine umfassende Darstellung der „römischen Zeit im Rheinland und in Westfalen“ zu bieten.

Der seitenstarke Band geht zunächst auf die Forschungsgeschichte und den Forschungsstand ein (durch Ch. B. Rüger), wendet sich dann – aspektreich – der Eroberung Niedergermaniens durch die Römer (J. Kunow) sowie der Anwesenheit der römischen Truppen in dieser Provinz zu (M. Gechter). Horn selbst stellt das alltägliche Leben im Einflußbereich der römischen Besatzungstruppen dar und weiß zu fesseln mit Details zur Erschließung der Siedlungslandschaft, zu Handel und Handwerk, Landwirtschaft und Gewerbe, zu Hausbau, Kleidung, Bildung, Unterhaltung, Kunst, Religion usf., aber auch z. B. zu den Erscheinungen der Menschenverachtung in den Gladiatorenkämpfen und den Brutalitäten in den Tierhatzen.

Alle Mitteilungen werden durch ein perfektes System von Verweisen auf Fundstellen und Abbildungen soweit als möglich abgesichert, wodurch zugleich die Einzelfunde ihrerseits interpretiert und in einen größeren Zusammenhang eingebettet werden.

Überhaupt: Die zahlreichen und durchweg kritikfreien schwarz-weißen und farbigen Abbildungen erlauben auch dem Laien einen – weil solcherart abgesicherten und nachprüfbar – Zugang selbst zu komplizierten Fragestellungen etwa in Fällen von stilistischen Elementen oder zu dem selbst Fachleute immer wieder begeisternden Kenntnis- und Leistungsstand der römischen Handwerker und Künstler (z. B. der Glasmacher, Töpfer, Schmiede), der Ärzte (s. die Operationen) und Baumeister (s. das Wasserleitungssystem), usf. So werden die Seiten 13–317 zu einer umfassenden Darstellung der 550 Jahre römischer (und damit aber auch germanischer) Geschichte am Rhein in der Zeit zwischen Cäsars Statthalterschaft in den gallischen Provinzen und Chlodwigs Sieg über Syagrius und zu einem Nachschlagewerk über früher verstreut publizierte Einzelprobleme (dazu ein vorzügliches Register!).

Der zweite Abschnitt des Bandes (S. 319–656) bietet in alphabetischer Anordnung ein zum Zeitpunkt der Publikation auf Vollständigkeit zielendes Register der Fundorte/Grabungsstellen, der noch sichtbaren, aber auch der verlorenen Denkmäler sowie der Museen mit allen jeweils nötigen Angaben zu Fundzeit und -ort, zu dem Fundobjekt und seiner Deutung, zur Sekundärliteratur, bei den Museen zum Schauangebot und zu den Öffnungszeiten u. v. m. Zahlreiche Abbildungen (Photos, Karten, Skizzen) erleichtern auch hier das Verständnis der reichhaltig angebotenen Information.

Zeittafel, Literaturverzeichnis und Register beschließen einen uneingeschränkt empfehlenswerten Band.

Helmut Burmeister

Wischer mann, Heinfried: Romanik in Baden-Württemberg. Photos von Joachim Feist und Peter Fuchs, Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1987, 340 S., 195 Tafeln, 22 in Farbe, 57 Strichzeichnungen/Abb. im Text, Leinen, 98,— DM.

Den Zusammenhang der wichtigsten Zeugnisse der Baukunst der Romanik des jungen Südweststaates darzustellen, war ebenso notwendig wie schwierig. Das Bundesland Baden-Württemberg (und Hohenzollern) bildete selbst unter den Staufern keine territoriale Einheit; das Herzogtum Schwaben („Schwäbische Romanik“) reichte bis in Schweizer Gebiete, und vor 1805 begünstigten zahlreiche weltliche und geistliche Herrschaften sowie freie Reichsstädte Eigenentwicklungen. So sind kurpfälzische Gebiete um Heidelberg und vorderösterreichische um Freiburg erst im letzten Jahrhundert integriert worden.

An einigen der etwa 70 bewerteten Beispiele vorgotischer Kunst ließen sich deutliche Einflüsse über den Rhein hinweg, der nie eine wirkliche Grenze war, oder typische oberrheinische oder schwäbische Merkmale der Romanik herleiten. Besonders aber rechtfertigt die überregionale Bedeutung der Klöster wie Hirsau, Reichenau oder die Konstanzer Bischofskirche diesen Überblick von den ersten ergrabenen Merowinger Holzkirchen (7. Jahrhundert) bis zur beginnenden Gotik.

Heinfried Wischermann, Professor am Kunstgeschichtlichen Institut der Universität Freiburg, gelingt es in fünf einführenden Kapiteln, die Einbindung der Kunstdenkmäler in die Territorial- und Kirchengeschichte von der alemannischen Frühzeit bis zum Ende der Stauferherrschaft zu vermitteln. Hier sind besonders in der salischen Epoche (1024–1125) die Hirsauer Reformbewegung („Hirsauer Bauschule“?) und konkurrierende ältere Reichsklöster anschaulich dargestellt. Den im 12. und frühen 13. Jahrhundert dominierenden Basiliken der stauferischen Epoche (1125/38–1268) sowie dem Einfluß der schlichten Bautypen der Zisterzienser und Bettelorden gibt H. Wischermann ebensolchen Raum wie auch den bedeutenden Skulpturen und Ausstattungen der spätromanischen Kirchen.

Der Katalogteil, der, nach dem exzellenten Bildteil, die fast 70 Kirchen und einige beispielhafte Profanbauten darstellt, gibt nebenbei über bedeutende Holzbildwerke, wie das Freudenstädter Leseputz von 1150, und wertvolle Gebäudeausstattungen Auskunft. Eine Literaturliste zu jedem der Einzelobjekte im ebenfalls mit Karten und Detailphotos ausgestatteten Katalogteil besticht ebenso wie auch ein weiterer, recht aktueller Anhang „Weiterführende Literatur“.

Dem Konrad Theiss Verlag gelang es, mit diesem Band nach den ebenfalls sehr qualitativ ausgestatteten Bänden Haas/Pfistermeister: „Romanik in Bayern“ und Kiesow: „Romanik in Hessen“ ein sehr empfehlenswertes weiteres Werk zur frühen Kunstgeschichte im heutigen Südweststaat vorzulegen, dessen Preis von 98,— DM bestimmt gerechtfertigt ist.

Siegfried Lotze

Huizinga, Johann: Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesform des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden. Großoktavausgabe mit Bildern. Hrsg. v. Kurt Köster. Stuttgart: Kröner 1987, 457 S., 100 Abb.

Johann Huizingas „Herbst des Mittelalters“, zweifellos eines der großen Werke der Geschichtsschreibung, sollte eigentlich so bekannt sein, daß sich eine weitere Besprechung, die diesem sprachlichen Kunstwerk nie gerecht werden kann, erübrigt. Da es sich bei der vorliegenden Ausgabe aber nicht um einen einfachen Nachdruck handelt, erscheint es angebracht, einige Worte darüber zu verlieren.

Bei dem Text handelt es sich um die 1965 von dem Herausgeber Kurt Köster selbst ausgeführte Übersetzung der Ausgabe letzter Hand aus dem Jahr 1941. Insofern wurde nichts verändert, auch die Anmerkungen wurden nicht um neuere Literatur erweitert, was nicht unbedingt als Nachteil erscheint. Neu ist die Auswahl von einhundert Abbildungen, die Konrad Hoffmann traf, um die farbige und bilderreiche Sprache Huizingas noch plastischer zu gestalten und einen visuellen Eindruck der im Text besprochenen und angedeuteten Bilder und Motive zu vermitteln.

An dieser Stelle muß man fragen, ob ein solches Vorgehen legitim ist oder ob hier einer in sich geschlossenen Arbeit Gewalt angetan wird. Mag sein, daß manch einer eine nüchterne Textausgabe ohne Illustrationen vorziehen würde, für die Mehrzahl der Leser können die Bildbeigaben aber eine wertvolle Hilfe sein, da wohl nur die wenigsten mit den künstlerischen Werken des Spätmittelalters hinreichend vertraut sind, um Huizingas Darstellungen in der notwendigen Weise folgen zu können. An der einen oder anderen Stelle wird man je nach Standpunkt fragen, warum ausgerechnet dieses und nicht ein anderes Bild, oder warum eines, auf das Huizinga sich im Text bezieht, nicht aufgenommen wurde. Ist ein anderes als das angesprochene Kunstwerk abgebildet, so sollte es nicht schwerfallen, die notwendigen Schritte zur Übertragung der Aussagen Huizingas vorzunehmen. Der Leser ist bei dem Buch nicht als bloßer Konsument gefragt, sondern zum Mitdenken aufgefordert, eine Anmutung, die angesichts der lebendigen Darstellung und der hohen sprachlichen Qualität zum Vergnügen wird.

Um dem mit dem Werk Huizingas und der Geschichte des Spätmittelalters weniger Vertrauten eine Einschätzung dieses Klassikers zu ermöglichen, sei an dieser Stelle doch kurz noch auf das Buch selber eingegangen. Bei Erscheinen der ersten Ausgabe 1924 war der Versuch einer groß angelegten Kulturgeschichte noch etwas Ungewohntes. Huizinga stellt das

„Spätmittelalter“ dar als eine zuendegehende Epoche. Auftretende renaissancehafte Elemente bleiben Randerscheinungen einer Zeit, die in ihrem Denken und Handeln noch ganz mittelalterlich eingestellt ist. Die typischen Merkmale, die er der Kunst und der höfischen Dichtung entnimmt, verweisen auf das Ende der Zeit, nicht auf einen Neuanfang. Gerade diese typischen Elemente sind das Problem der Arbeit. So kritisiert z. B. František Graus gerade diese Typisierung einer ganzen Epoche und führt an, daß es nicht schwer sei, zu jedem von Huizingas Beispielen ein ebenso typisches Gegenbeispiel zu bringen. Man muß berücksichtigen, daß es sich um eine Kulturgeschichte handelt, deren Ziel es ist, die Mentalität einer Zeit zu erfassen. Diese Mentalität setzt sich aber aus einer großen Zahl von zum Teil widersprüchlichen Faktoren zusammen, so daß es falsch wäre zu glauben, mit Huizingas Buch allgemeingültig alle geistigen Strömungen des Spätmittelalters erfassen zu können.

Man muß bedenken, daß seit der letzten Überarbeitung 47 Jahre vergangen sind, in denen die historische Forschung nicht stehengeblieben ist. Es muß aber nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß der „Herbst des Mittelalters“ einen Maßstab bildet, an dem sich historische Arbeit messen lassen muß. Geschichtsschreibung auf einem derart hohen Niveau ist leider nicht sehr häufig. Man kann die Lektüre dieses Werkes, auch gerade in der vorliegenden Ausgabe und trotz der anzubringenden Kritik, in jeder Hinsicht nur empfehlen, dies sogar mit einem gewissen Nachdruck.

Micha Röhring

museumsmagazin. Aus Museen und Sammlungen in Baden-Württemberg, hrsg. von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg . . . in Zusammenarbeit mit dem Museumsverband Baden-Württemberg e. V., Stuttgart: Konrad Theiss Verlag. Bd. 1 Fossilien 1983, 148 S.; Bd. 2 Freilichtmuseen in Baden-Württemberg 1985, 158 S.; Bd. 3 Hauslandschaften in Baden-Württemberg 1986, 168 S.

Unter dem programmatischen, die Langzeitprojektion erkennbar machenden Titel „museumsmagazin“ legt die 1979 gegründete Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg Themenbände zur Museumsarbeit vor, die leider – aber verständlich, da ehrenamtlich erarbeitet – in unregelmäßigen Abständen (Band 1/1983, 2/1985, 3/1986, 4/?) erscheinen und die den Vergleich mit anderen Periodika der deutschen Museumsverbände unter allen in Frage kommenden Gesichtspunkten bestehen können. Jeder einzelne der an Umfang langsam wachsenden Bände ist einem Schwerpunktthema gewidmet, wofür jeweils ein hoher Seitenanteil zur Verfügung steht (105 – 127 – 108 S.). Dieses wird facettenreich abgehandelt und macht jede der Ausgaben zu einem echten Nachschlagewerk zu den Fragestellungen, Problemen und Lösungen des Bezugsbereichs. Die Vorteile eines umfassenden Themenbandes gegenüber jeder thematischen Bandbreite in einer Einzelausgabe werden greifbar. (Natürlich findet auch die Streuung der Aspekte – z. B. in den „Mitteilungen“ des Hessischen Museumsverbandes – mit dem Blick auf die Vielfalt der Museumslandschaft ihre gute Begründung; man muß z. B. als Leiter eines spezialisierten Museums nicht zu lange auf Darstellungen zu der eigenen Thematik warten.)

Band 1 behandelt die „Fossilien“, die vom Moment ihrer Entdeckung über Bergung, Präparation, Konservierung, Magazinierung und Dokumentation zur Ausstellung in sehr kleinen, reich und exemplarisch bebilderten Schritten (27 Einzelbeiträge) begleitet werden. Die meisten Autoren wenden sich dabei weniger an den kleinen „Hobbysammler“, sondern eher an den museal engagierten Kollegen; die Hinweise sind als Handreichungen für den Wissenschaftler, vor allem für den Museumsmitarbeiter gedacht und berücksichtigen dessen Arbeitsvoraussetzungen und mögliche Präsentationsbedingungen.

Band 2 – „Freilichtmuseum“ – kommt methodisch exakt von den Beiträgen zur Theoriediskussion (Schwerpunkte: Hausforschung, Geographie, Landwirtschaft, Ökologie) zur Praxis (Aufbau, Feldforschung und Inventarisierung, Inneneinrichtung, Bauaufnahme, Photodokumentation, Abtragung und Rekonstruktion) und zeigt besonders gelungene Beispiele baden-württembergischer Freilichtmuseen.

Band 3 – „Hauslandschaften/Hausforschung“ – setzt zugleich das Thema fort und ist doch ein eigenständiger Ansatz, dessen an Regionen orientierte Bestandsaufnahme unverzichtbares Hilfsmittel ist für die Hausforschung der gerade im deutschen Südwesten so zahlreich vorhandenen kleineren Museen (1983: 756!). Die enge regionale Einbindung der Bezugsbeispiele läßt diesen Band weniger als seine Vorgänger auch für andere Bundesländer interessant sein; dennoch enthält auch er zahlreiche beherzigenswerte Hinweise zur musealen Arbeitspraxis.

Ein Drittel jeden Bandes ist der konkreten Arbeit vor Ort („Museumsbetreuung in Baden-Württemberg“, mit Hinweisen zur Museumsberatung und zur Zuschußsituation) und den „Mitteilungen des Museumsverbandes Baden-Württemberg e. V.“ gewidmet. Einzelvorstellungen von Museen und die Diskussion ihrer Probleme, eine offene Teilnahme an der aktuellen Auseinandersetzung zur Museumspädagogik und -didaktik, Buchhinweise, Personalien u. v. a. m. bilden eine weitere anregungsreiche Lektüre.

Für die Handbüchereien auch unserer kleinsten Museen sind diese Bände – je nach eigener Themenbearbeitung und Ausstellung – eine unverzichtbare Ergänzung. Auf die weiteren Themenbände darf man gespannt sein.

Helmut Burmeister

Mommsen, Hans: Archäometrie. Neuere wissenschaftliche Methoden und Erfolge in der Archäologie. Stuttgart: B. G. Teubner 1986, 304 S., 106 Abb., 23 Tab., brosch 38,- DM (Teubners Studienbücher).

Überraschende Erfolge haben es bewiesen: Die Naturwissenschaften sind willkommene Gehilfen des Geschichtsforschers geworden. Sie stellen Gerät und Know-how zur Verfügung, um weiträumige Prospektionen durchzuführen, suchen mit Luftbildkamera und Infrarotfilm oder gar mit Radar nach Resten untergegangener Kulturen, die auch bei intensivem Begehen oft nicht mehr erkennbar sind. Geomagnetische oder -elektrische Untersuchungen helfen da oft weiter, sie spüren unterirdische Mauerreste auf, lassen den Verlauf verfüllter Gräben hervortreten, legen – ergänzt durch engmaschige Phosphat- oder pH-Wert-Bestimmungen – die Orte früherer Besiedlung fest.

Die Grundlagen zum Verständnis solcher Methoden, die man als Historiker kennen muß, um sich z. B. für den sinnvollen Einsatz eines dieser Verfahren zu entscheiden, oder auch nur, um entsprechende Literaturberichte werten zu können, bringt dieses Buch in gebotener Kürze. Es liefert dazu – gleichsam als Illustration – interessante Beispiele, die zeigen, welche wissenschaftlichen Fragen mit den entsprechenden Methoden bereits beantwortet worden sind. Insofern ist das Buch nicht nur für den professionellen Wissenschaftler von Interesse, auch der Heimatforscher wird darin Anregungen finden, wie er – vielleicht sogar störungsfrei – „graben“ oder unersetzliche Museumsstücke datieren lassen kann. Denn neben der archäometrischen Prospektion sind der Materialanalyse von Fundobjekten sowie den modernen Datierungsmethoden eigene umfangreiche Kapitel gewidmet. Vor allem die atomphysikalischen Analyseverfahren finden breiten Raum (– der Verfasser ist Physiker und am Archäologischen Institut der Universität Jerusalem tätig –). Das wiederum bedeutet, daß der Leser ein gewisses Maß an naturwissenschaftlichen Grundkenntnissen mitbringen muß, wenn er die Zusammenhänge verstehen will, doch kann man dem Verfasser bescheinigen, daß es ihm gelungen ist, die oft nicht einfachen Sachverhalte nicht nur prägnant, sondern auch gut verständlich darzustellen, ohne dabei wissenschaftliches Niveau zu verschenken. Gute Unterstützung findet der Leser in den zahlreichen Schemata und Abbildungen, die oft viele Worte ersetzen.

Schon beim Blättern überrascht die Fülle des Gebotenen, sowohl was die Vielzahl der Methoden angeht, wie auch was archäologische Bezüge betrifft, die sich vielfach aus den Forschungen ergeben haben. Das Buch ist für Interessierte beider Wissenschaftsbereiche eine reiche Fundgrube! Ein weiterführendes Literaturverzeichnis und ein detailliertes Sachregister beschließen das beachtenswerte Buch, das aus Vorlesungen für Studenten verschiedener Fachrichtungen hervorgegangen ist und mit der Feststellung beginnt: „Archäometrie macht Spaß.“

Kurt Freytag

Hagen, Rolf, und Achim Sperber: Niedersachsen. Würzburg: Weidlich 1987, 124 S., zahlr. Farbabb. (ISBN 3-8035-1285-9).

Viele, zumeist faszinierend schöne Farbphotos, aber wenig mehr hat der Erwerber des hier anzuzeigenden Bandes gekauft. Diese Ausgabe des Weidlich-Verlags besitzt alle Schwächen, die allein unter optischen Gesichtspunkten kompilierte Bildbände häufig haben, und noch ein paar mehr dazu: Die sich historisch und kunstgeschichtlich gebende Einleitung ist – angesichts der zu betrachtenden thematischen und regionalen Vielfalt – zwangsläufig oberflächlich und

gefällt sich ersatzweise in einer Redundanz superlativischer oder elativischer Formeln, wie sie in Tourismusprospekten gängig sind. Eine eigenständige Akzentsetzung, gar ein roter Faden, ist nicht oder nur sehr schwer erkennbar. Dieser landeskundliche Überblick führt dabei auf einem gänzlich anderen (aber doch logischeren, weil konsequent von Nordwest nach Südost vorgehenden) Weg durch das schöne Niedersachsen, als es der eher wahllos sortierte Bildteil tut. Dieser – durch ein Register (ohne Einbeziehung des Textteils) erschlossen – beginnt mit Hannover, wendet sich „kreuz und quer“ springend nach Ost- und Südostniedersachsen; darauf folgt eine Traversale von Einbeck mit einer Station in Osnabrück hinauf ins Emsland. Sodann führen die Bilder ostwärts an der Nordseeküste entlang, Weser und Elbe abwärts nach Lüneburg – eine Anordnung, die man nur mit (beizuziehendem, denn eine Orientierungskarte fehlt) Atlas etwas mühevoll durchschaut. Dem Ausländer als Käufer (s. die zweisprachigen Abbildungslegenden und das eine Seite umfassende englische Einleitungsresumée) dürfte das System mehr noch als dem rezensierenden Hessen dunkel bleiben. Die Bildlegenden (wie die Einleitung ohne Anmerkungen, Quellenbelege oder Erläuterungen von Fachbegriffen) wechseln von wissenschaftlicher Exaktheit zu vollendet subjektiver Schwärmerei.

„Who is who?“ fragt man sich – durch die vergleichende deutsch-englische Zwillingslektüre bilingual animiert – und muß den Band aus der Hand legen, ohne zu wissen, wer denn unter den auctores Rolf Hagen und Achim Sperber der Autor und wer der Photograph gewesen ist.

Dieser Mangel ist besonders schmerzlich, denn die Photos sind keinesfalls so „unzulänglich“, wie eine unangebrachte Selbstkritik lautet (S. 26; oder nur billiges *fishing for compliments?*), sondern sie schaffen eine ausgezeichnete und sehenswerte Begegnungsebene mit unserem nördlichen Nachbarland.

Helmut Burmeister

Fiedler, Hans: Münden im Bild der Jahrhunderte. Beschreibendes Verzeichnis der Darstellungen der Stadt und der heute zu ihr gehörenden Orte in der Graphik des 16. bis 19. Jahrhunderts. Unter Mitarbeit von Karl Brethauer und Ludwig Denecke. Hannoversch Münden: Heimat- und Geschichtsverein Sydekum 1983, 198 S., brosch., 185 Abb., mit Nachtrag 1987, zu beziehen über: Archiv der Stadt Münden, Schloßplatz 5, 3510 Hann. Münden.

Erfreuliches „spricht für sich“. Diese Feststellung gilt in besonderem Maße für Hans Fiedlers „Münden im Bild der Jahrhunderte“. Der fast barocke Untertitel (s. o.) beschreibt dabei präzise die Leistung des Bandes. 181 graphische Darstellungen (von Hogenberg 1588 zu den Lithographien und Holzstichen des letzten Jahrhundertendes) werden mit Angaben zur Darstellungstechnik und – soweit ermittelbar – zur Datierung, mit Größenangaben der Originale, mit Quellenhinweisen sowie mit kurzen ergänzenden Anmerkungen des Verfassers über das Abgebildete verzeichnet. Gesamtansichten aus mancherlei Blickwinkeln stehen neben einer Vielfalt von „nach der Natur“ geschaffenen Darstellungen einzelner markanter Gebäude usw. (Die einzige Schwäche dieser für andere Orte nachahmenswerten Sammlung ist die alle Originalformate vereinheitlichende Abbildungsgröße – in einigen Fällen mit erheblichen Detailverlusten, leider!)

Daß der noch verfügbaren Restauflage inzwischen ein „Nachtrag“ (als Sonderdruck aus „Unser Münden I“, hrsg. als Sydekum 16/1987) mit acht weiteren, inzwischen bekanntgewordenen seltenen Abbildungen beigelegt werden konnte, spricht außer für Fiedlers Eifer auch für die interessierte Aufnahme des Bandes und die Mitarbeit von Sammlern bei der weiteren Komplettierung des schon heute reichen Materials.

Der Band ist dem an der Geschichte der Drei-Flüsse-Stadt Interessierten wie dem Sammler alter Graphik sehr zu empfehlen.

Helmut Burmeister

Denecke, Dietrich, und Kühn, Helga-Maria (Hrsg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt. Band I: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 762 S., 139 Abbildungen, 2 Kartenbeilagen, gebunden, 98,- DM.

Rechtzeitig zum zweihundertfünfzigsten Jubiläum der Universität legen Dietrich Denecke und Helga-Maria Kühn den ersten der drei Bände der neuen Göttinger Stadtgeschichte vor. Dieser Band deckt den Zeitraum von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges ab. Wie viele der neueren Stadtgeschichten besteht auch diese aus einer Reihe von Einzelbei-

trägen, in denen fachkundige Autoren bestimmte Zeitabschnitte und Sachbereiche der Göttinger Geschichte darstellen. Ein solcher Sammelband bietet gegenüber einer monographischen Darstellung den Vorteil, die größere Sachkompetenz der Autoren auf ihren Spezialgebieten nutzbar zu machen, die in ihrer Gesamtheit für einen einzelnen Autoren heute gar nicht mehr erreichbar ist.

Die Vor- und Frühgeschichte des heutigen Stadtgebietes wird in vier Beiträgen dargestellt: Martin Last beschreibt „die Frühgeschichte des Göttinger Raumes bis zur Karolingerzeit“, Reinhard Wenskus die „Pfalz und Burg Grone“, schließlich Martin Last das „grundherrliche Gefüge der im Bereich der Stadt Göttingen und seine Bedeutung für die Gliederung und Entwicklung der Stadt“. Ein interessanter Aspekt der Göttinger Frühgeschichte besteht darin, daß die ursprünglichen Voraussetzungen für die Entwicklung zu einem städtischen Gemeinwesen denkbar ungeeignet waren: in unmittelbarer Nachbarschaft des Dörfchens Gutingi lagen die Reichspfalz Grone mit der ihr zugehörigen Siedlung und das Mainzer Herrschaftszentrum Geismar, beide Orte waren aufgrund ihrer überörtlichen Bedeutung für eine städtische Entwicklung prädestiniert. Sie sind heute Ortsteile Göttingens.

Die nächsten Beiträge befassen sich mit der inneren Entwicklung der mittelalterlichen Stadt: Martin Last beschreibt die „Topographie der Stadt vom 13. bis zum 16. Jahrhundert“, Heinrich Troe „Straßennamen und Straßennetz der Stadt Göttingen im späten Mittelalter“, Bärbel Asmus stellt die Entwicklung und Sozialstruktur der Göttinger Bevölkerung dar, Dietrich Denecke berichtet über die Sozialtopographie. Während Last die räumliche Entwicklung der Stadt als Ganzes behandelt, hat die Arbeit von Denecke die Verteilung der verschiedenen Berufe und Vermögenschichten auf die einzelnen Stadtteile als Schwerpunkt. Während diese Arbeiten die topographische und soziologische Entwicklung beschreiben, sind die Artikel von Helge Steenweg (Wehr- und Wachtwesen) und Heinz Mohnhaupt (Stadtverfassung und Verfassungsentwicklung) der Organisation des städtischen Gemeinwesens gewidmet. Dierk Kunst beschreibt die Entwicklung des Bildungswesens und der Göttinger Schulen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges.

In den folgenden Beiträgen stehen die Außenbeziehungen und die wirtschaftliche Entwicklung im Vordergrund. Olaf Mörke behandelt die Städtische Macht- und Territorialpolitik im Zusammenhang des geographischen und politischen Umfeldes. Dietrich Neitzert beschreibt die Entwicklung der Göttinger Wirtschaft an Beispielen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, Dietrich Denecke befaßt sich mit der Einbindung Göttingens in das Netz der mittelalterlichen Verkehrswege. Ein von Dietrich Neitzert editiertes Zollbuch aus der Zeit um 1410 zeigt exemplarisch die in dieser Zeit gehandelten Waren und die darauf erhobenen Zölle. Ulrich Willerding gibt einen Überblick über „Landnutzung und Ernährung“ mit zeitlichem Schwerpunkt 13. - 16. Jahrhundert.

Der Themenbereich Kunst- und Kulturgeschichte wird durch drei Artikel abgedeckt: der Göttinger Stadtarchäologe Sven Schütte berichtet über „Kulturgeschichtliche Befunde und Funde“, Hans Reuther befaßt sich mit der „Architektur des Mittelalters und der frühen Neuzeit“, und Hans-Georg Gmelin beschreibt die „Mittelalterliche Kunst in Göttingen und Werke Göttinger Künstler“.

Den Abschluß des Textteils bildet die Arbeit von Helga-Maria Kühr über „Göttingen im Dreißigjährigen Krieg“. Eine umfangreiche Bibliographie und ein ausführliches Personen-, Orts- und Sachregister (letzteres ist leider noch immer nicht selbstverständlich bei Publikationen dieser Art) beschließen den Band. Zwei Kartenbeilagen geben einen Überblick über die mittelalterlichen Fernverkehrswege im Raum Göttingen und den Gebäudebestand der Stadt im und nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Dieser Band ist nicht nur für die an der Göttinger Geschichte Interessierten ein Muß, er sollte auch als methodisches Vorbild für andere noch zu schreibende oder neu zu schreibende Stadtgeschichten dienen.

Gerhard Sattler

Loebel, Hansgeorg: Schlesien. Begegnung mit der Geschichte in Bildern. Hameln: CW Niemeyer 1987, 152 S., zahlr. Abb.

„Schlesien. Begegnung mit der Geschichte“ ist ein Buch der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen. Indem es tradierte oder restaurierte Denkmäler als „verpflichtendes Erbe zweier Völker, erwachsen aus gesamteuropäischer Kultur“ (Dr. Wolfgang Scheel, Direktor der niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung, im Vorwort) vorstellt, hebt es diese Bau- und Kunstwerke in das Bewußtsein als Zeugen einer langen, wechselvollen, aber letztlich

doch gemeinsam erlebten und – besonders im Zusammenhang der NS-Zeit und ihrer Folgen – erlittenen Geschichte.

In 24 Kapiteln werden – streiflichtartig – unvergeßliche Persönlichkeiten, prägende Ereignisse, herausragende Denkmäler, soziale Spannungen usf. behandelt; die einzelnen Darstellungen fließen zusammen zu einem Bild der Entwicklung Schlesiens mit allen Höhepunkten und Niederlagen. Es wird deutlich, daß und wie oft dieses Land im Zentrum gesamteuropäischer Aufmerksamkeit stand – historisch, militärisch, kulturell, sozial – und wie sehr gerade das Verständnis für das Schicksal Schlesiens und seiner Menschen die Voraussetzung sein kann für die Überwindung der Spaltung Europas in der Besinnung auf die Gemeinsamkeit in der Geschichte. Von Hedwig, der noch immer geglaubten Schutzheiligen Schlesiens, spannt sich der Bogen über Johanne Freiin Riedesel zu Eisenbach verh. Gräfin Reden zu dem noch heute allseits verehrten Gerhart Hauptmann, deren schicksalhafte Gemeinsamkeit in ihrer Zuwendung zum leidenden Mitmenschen liegt. Alle Kapitel sind – gemischt schwarz-weiß und farbig – durch besonders eindrucksvolle Photos illustriert und machen gerade in dieser durch strenge Auswahl erreichten bewußten Hervorhebung das Einzigartige, Einnernswerte deutlich. (Bei einer späteren Auflage wäre der Verlag gut beraten, die oft recht unsystematische und unruhige Stellung der Bilder im Text zu überdenken.)

Ein empfehlenswertes Buch, das besonders geeignet ist zum Einstieg in die Beschäftigung mit der schlesischen Geschichte. Dem Autor Hansgeorg Loebel, von dem ein ähnlich konzipiertes Niedersachsen-Buch vorliegt, ist zuzustimmen: „Europas Völker werden im Frieden einer neidlosen Nachbarschaft in wechselseitiger Bereicherung leben können, wenn sie zur nachdenklichen Betroffenheit vor dem Schicksal des anderen fähig sind.“ Und wir hoffen: „Das Europa der Zukunft wird seine Völker mit Problemen konfrontieren, die nur gemeinsam lösbar sind. Die Schlesier werden dabei Brückenbauer in die neue Zeit hinein sein.“

Große Worte, vielleicht, aber legitimiert durch ein empfehlenswertes Buch.

Helmut Burmeister

Meinhardt, Günther: Als der Erbsenbär noch tanzte. Frohe Feste und alte Volksbräuche im Eichsfeld. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag Peter Wieden 1986, 118 S., 83 sw. Abb., geb.

Man kann dem Verlag das Bemühen, gutes Buchmaterial auf den Markt zu bringen, nicht absprechen. Nach den bisher vorgelegten, nicht immer ganz glücklichen Stadt- und Stadtteilgeschichten lassen nach Meinung des Rezensenten die volkscundlich ausgerichteten Publikationen eine deutliche Verbesserung erkennen.

Die hier anzuzeigende Arbeit steht am Anfang auf diesem Weg nach oben. Sie behandelt in drei Großabschnitten Volksfeste und altes Brauchtum aus dem Eichsfeld: die Bräuche im Kirchenjahr, das Brauchtum aus dem Arbeitsleben und die Festbräuche in Dorfgemeinschaft und Familie. Aufbereitung und Anordnung des Materials lassen die sichere Hand des Fachmannes erkennen. Er stellt anschaulich dar, referiert Aufgelesenes und bewertet zurückhaltend. Seine Ausführungen sind vom Leser gut nachvollziehbar; es macht Freude, die einzelnen Abschnitte zu lesen, um z. B. etwas über Osterbrauchtum, über Neujahr oder die Fastenzeit zu erfahren.

Der bäuerliche Alltag und das ländliche Handwerk bestimmten die Arbeitswelt. Bei Festen und Feiern wurden alle diese Menschen zusammengeführt. Ihr Umgang miteinander machte viel von ihrem Wesen deutlich. Die Aufspürung desselben erhebt die Ausführungen Meinhardts zu einem wesentlichen Bestandteil einer Eichsfelder Volkskunde.

Die Freude des Lesers bei der Lektüre wird durch eine ansprechende Typographie, eine gute Illustrierung der einzelnen Beiträge und ein geschicktes Layout noch gesteigert. Kritisch zu vermerken ist aber das Fehlen eines Quellen- und Literaturverzeichnisses sowie eines Anmerkungsapparates, denn der Leser hätte gerne gewußt, woher der Autor seine Informationen hat. Auch würde ihm ein Stichwortverzeichnis die Arbeit mit dem umfangreichen Material erheblich erleichtern. Diese Mängel sind aber bereits im „Nordhessischen Gesundheitsbuch“ von Edgar Wüpper vom Verlag überwunden. Hoffentlich bleibt das bei zukünftigen Publikationen auch so.

Meinhardts Arbeit über das Eichsfeld, das als Landschaft durch seine unselige Grenze geteilt und sich deshalb zukünftig nicht nur politisch, sondern auch ethnographisch unterschiedlich entwickeln wird, gewinnt durch diesen Sachverhalt eine besondere Bedeutung. Das Buch ist deshalb trotz der angesprochenen Mängel ganz besonders als Lektüre zu empfehlen.

Friedrich-Karl Baas

Heckmann, Hermann (Hrsg.): Thüringen. Historische Landeskunde Mitteldeutschlands. Würzburg: Verlag Wolfgang Weidlich 1986, 285 S., 24 S. Städtewappen, Skizzen, Ortspläne, Bildtafeln.

Im Vorwort schreibt der Herausgeber, daß der Band „Thüringen“ die Reihe „Historische Landeskunde Mitteldeutschlands“ fortsetze. Vorausgegangen ist der Band „Sachsen“. Man ist zunächst erstaunt, daß die Bände mit dem Anspruch „Historische Landeskunde“ in einem relativ bescheidenen Umfang vorgestellt werden, aber der Herausgeber begründet die Notwendigkeit seiner Arbeit damit, daß die allgemeine Unkenntnis in der Bundesrepublik über die Länder ostwärts des Eisernen Vorhangs zunehme. Es fehlen zusehends familiäre, freundschaftliche und berufliche Bindungen zum „anderen Deutschland“, und damit schwindet auch in gewissem Umfang das Interesse an der kulturellen, geistigen und wirtschaftlichen Gemeinsamkeit. Weiterhin nimmt die Zahl der Autoren ab, die aus eigener Erfahrung und eigener Forschung über Mitteldeutschland berichten können. Andererseits ist das Interesse an jenen Landschaften wieder im Wachsen begriffen, die gemeinsame Geschichte ist trotz der Trennung im Bewußtsein erhalten geblieben.

Nicht weniger als 21 Autoren kommen in Kurzbeiträgen auf 242 Seiten zu Wort. Die Spannweite reicht von der Vor- und Frühgeschichte bis in die Bereiche Medizin, Musik und Sport. Die Masse der Autoren gehört zur Nachkriegsgeneration. Zu den älteren, die das Thüringer Land noch gründlich aus eigener Anschauung kennenlernten, gehören Gerhard Mildenerger, Julius Paul Martin Lauckner und Hans Tümmler. Obwohl der Herausgeber das Werk als „Historische Landeskunde“ bezeichnet, räumt er ihm eher den Charakter einer „Information“ ein. Die Beiträge, die angesichts ihrer Kürze nicht nach streng wissenschaftlichen Maßstäben gewertet werden können, sollen in erster Linie dazu beitragen, daß sich über Thüringen keine Vergessenheit ausbreitet, und anregen, sich mit der Geschichte und Kultur dieses Landes gründlicher auseinanderzusetzen.

Die Aufgabe einer Information und Vorinformation erfüllen die Beiträge ohne Frage, und wer tiefer in die Geschichte Thüringens eindringen will, wird mit Sicherheit nach der „Geschichte Thüringens“ greifen, die von dem soliden Wissen und Können Hans Patzes und Walter Schlesingers getragen wird.

Beim Lesen der Einzelbeiträge wird immer wieder deutlich, welche Fülle von Anstößen im kulturellen Bereich von dem Ursprungsland der Reformation und dem geistigen Mittelpunkt Deutschlands ausgegangen ist, aber zugleich zeigt sich, daß die zahlreichen Residenzen die Keimzelle einer solchen Entwicklung gewesen sind. Alle diese Impulse bleiben aber nicht auf das thüringische Gebiet beschränkt, sondern greifen durchweg darüber hinaus, und wenn man hier die Stammtafeln (nicht „Stammbäume“!) der Fürstenhäuser Thüringens als exemplarisch ansehen darf, dann geht die Wirkung auf verschiedene europäische Dynastien über.

Auch wenn es verständlich ist, daß der Herausgeber sich in seiner Absicht auf einen relativ engen Raum beschränken mußte, bleiben Wünsche offen, die man unschwer hätte erfüllen können. Geschickt ausgewählte Statistiken, die völlig fehlen, könnten zur Landeskunde in gedrängter Kürze eindrucksvoll etwas aussagen. Man vermißt ein paar Kartenbeigaben, die das bunte Vielerlei der thüringischen Kleinstaaterei unbedingt verdeutlichen müßten. Der beigegebene Bildanhang mit ein paar Stadtplänen ist nur eine schwache Hilfe, und es dürfte besser sein, das überaus reiche Bildmaterial zur Geschichte Thüringens in einem besonderen Bildband zusammenzufassen. Man vermißt endlich schmerzlich einen Beitrag über die z. T. weltbekanntesten thüringischen Bäder zwischen Bad Tennstedt und Bad Köstritz. Das Literaturverzeichnis (S. 252f.) ist reichhaltig und eröffnet dem Leser die erwünschten Einstiege.

Ungeachtet aller Einwände ist dem Buch zu wünschen, daß es seine Leser finden möge, und das Bemühen des Herausgebers, die Gemeinsamkeiten der deutschen Geschichte wach zu halten, sollte bei allen verantwortlichen Stellen Unterstützung finden. *Kurt Günther*

Steguweit, Wolfgang: Geschichte der Münzstätte Gotha vom 12. bis zum 19. Jahrhundert, Weimar: H. Böhlau Nachfolger 1987, 263 S., 515 Abb.

Der Autor Wolfgang Steguweit hat sich in mehreren Arbeiten mit der Münz- und Geldgeschichte Thüringens befaßt. Mit dem jetzt erschienenen Werk behandelt er die Münz- und Geldgeschichte der Stadt Gotha sowie die Münz- und Geldpolitik der sächsisch-gothaischen Herzöge.

Die Arbeit ist in drei Teile aufgegliedert. Der erste Teil behandelt den Zeitraum von 1180 bis 1622. Der zweite Teil befaßt sich mit der Prägertätigkeit der Herzöge von Sachsen-Gotha (Altenburg) von 1650 bis 1776. Der dritte Teil beinhaltet einen Katalog der Prägungen von 1650 bis 1776 und 1826 bis 1911.

Erstmals kam die Bevölkerung in Altthüringen mit Münzen im 11. Jahrhundert in Berührung. Diese Münzen waren römischer und keltischer Herkunft. Sie dienten noch nicht als Zahlungsmittel, sondern waren wiederaufgefundene Grabbeigaben und Schmuckgegenstände. Etwa in der Mitte des 11. Jahrhunderts setzte mit den sog. Fernhandelsdenaren, die in Erfurt geprägt wurden, die Münzprägung ein. Im Vergleich zu den anderen deutschen Landschaften trat Thüringen erst verhältnismäßig spät mit eigenen Prägungen in die Münz- und Geldgeschichte ein und damit in den Waren-Geld-Verkehr.

Mit dem Anwachsen der Bevölkerung und der damit verbundenen Vergrößerung des arbeitsteiligen Marktes stieg der Geldbedarf in der thüringischen Region. Im Zeitraum von 1130 bis 1330 existierten in Thüringen über 60 Münzprägeorte, die einen regionalen Pfennig prägten, um den zunehmenden Geldbedarf zu decken. Für diese hohe Prägeintensität waren jedoch nicht nur die veränderten ökonomischen Bedingungen verantwortlich, sondern auch eine Art Geldsteuer, die auf dem System der Verrufung und Erneuerung beruhte, einem System, wie es im damaligen *regnum Teutonicum* üblich war. Das Währungsmetall war das Silber, das aus erzgebirgischen Bergwerken und auch aus den verrufenen Münzen stammte. Grundlage für die Ausmünzung der Pfennige war die Kölner bzw. Erfurter Mark von ca. 234 g bzw. Pfund (ca. 468 g). Aus einer solchen Gewichtsmark wurden 276 Pfennige geschlagen. Sie bestanden aus hochhaltigem Silber. Der Silberanteil lag über 900 Anteile fein. Das anfängliche Stückgewicht betrug 0,85 g. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden die Stücke immer leichter, so daß ihr Wert um mehr als die Hälfte sank. Insgesamt gab es im damaligen *regnum Teutonicum* über 450 Münzstätten; davon befand sich jede siebte im thüringischen Bereich. Ursprünglich wurden diese Pfennige beidseitig beprägt, später entstanden die sog. Brakteaten, die aus dünnem Silberblech bestanden und nur einseitig beprägt waren. Für Thüringen ist der Reiterbrakteat charakteristisch; über 100 Jahre wurde dieses schöne Motiv gebraucht.

Hauptmünzort für diese frühen thüringischen Münzen war Eisenach. Mit der steigenden wirtschaftlichen Bedeutung von Gotha wurde von den thüringischen Landgrafen in Gotha um 1172 eine zweite Prägestätte eröffnet. Diese wurde 1340 an den Stadtrat von Gotha übertragen. Die Brakteatenprägung wurde durch andere Münzorte abgelöst bzw. ergänzt. Es wurde erforderlich, eine Währung zu schaffen, die praktikabler war. Wiederum von Meißen ausgehend, wurde der Groschen mit neuen Pfennigmünzen, sog. Hohlpfennigen, eingeführt.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren allgemeine Bestrebungen im Gange, ein wertbeständiges Geld mit größerem Geltungsbereich zu schaffen. Auch vor Thüringen machte diese Entwicklung nicht Halt. Aus diesem Grunde schlossen sich 1382 sechs nordthüringische Städte um Nordhausen zusammen. Gleichzeitig sollte auch ein Gegengewicht zu den herrschenden Feudalgewalten hinsichtlich der Gewerbe-, Handels- und Münzpolitik geschaffen werden. Ein Jahr vorher hatte sich schon ein Fünfstädtebund zwischen den Wettiner Städten Eisenach, Gotha, Jena, Langensalza und Weißensee gebildet. Die neue Groschenprägung blieb unangetastet Monopol der Markgrafen von Meißen, die zugleich Landgrafen von Thüringen waren. Mit Billigung der Landesherren verpflichteten sich die Vertragspartner, Pfennige mit gleichem Schrot und Korn zu schlagen. Die relative städtische Autonomie in der Ausübung des Prägerechtes wurde jedoch bald wieder zurückgedrängt. Die Gothaer Münze war 1413 voll in Betrieb und mit der Prägung von Hohlpfennigen und Groschen beschäftigt. Um 1420 wuchs die Bedeutung dieser Münzstätte aus politischen Gründen. Es wurden Schock-, Horn- und Spitzgroschen hergestellt. Die landesherrliche Münze prägte im Mittelalter bis 1482 in Gotha im Haus zum Einhorn. Beherrschendes Bildmotiv der Groschenmünze war das Blumenkreuz in Vierpaß/steigender Löwe.

Aufgrund der enorm ansteigenden Silberproduktion bestand die Idee, zum rheinischen Gulden als bisheriger Handelsmünze in Deutschland ein Silberäquivalent zu schaffen. Die Kurfürsten und Herzöge von Sachsen haben im Jahre 1500 der Großsilbermünze zum Durchbruch verholfen. Mit dem silbernen Guldengroschen von 29,23 g, der später als Taler bezeichnet wird, trat eine neue Münz- und Währungsentwicklung in Deutschland ein. Durch einen klug gestaffelten Nominalaufbau bis zum Heller abwärts war die Praktikabilität dieser neuen Münze abgesichert. Hintergrund für die wirksame Durchsetzung des sächsischen Münzsystems war neben der guten ökonomischen Basis auch das politische Gewicht dieses großen, zusammenhängenden Länderkomplexes in Mitteldeutschland. Dieses Gewicht wurde auch nicht durch die große wettinische Landesteilung 1485 gemindert. Trotz der Teilung bleiben wichtige Rechte wie z. B. das Berg- und Münzregal gemeinsam erhalten. Die Entwicklung des

deutschen Münzsystems im 16. Jahrhundert ist gekennzeichnet von dem Bestreben, den eingetretenen Wildwuchs im Bereich der Münzprägungen einzudämmen und auf geordnete Bahnen zu führen. Die hohe Zahl der im Mittelalter teilweise unberechtigt entstandenen Münzstätten sollte demnach dezimiert werden. Es wurde 1524 eine Reichsmünzordnung eingeführt, die durch weitere Beschlüsse des Reichstages 1559 und das Edikt von 1566 ergänzt wurden. Das gesamte Reich wurde in Reichskreise eingeteilt. Jeder Kreis sollte einheitlich 3–4 Münzstätten unterhalten. Für den im Jahre 1512 gebildeten obersächsischen Kreis war oberstes Kontrollorgan der Kurfürst von Sachsen. Ihm zur Seite stand mit dem General- und Kreiswardeien ein sachkundiger Spezialist. Dieser hatte wiederum seine Wardeien (Wächter), die auf die Reichsmünzordnung vereidigt waren, als Kontrolleure an jeder Münzstätte. Nur widerstrebend folgten die Münzstände den Bestimmungen der Münzordnung. Münzstätten des obersächsischen Kreises waren Leipzig, Berlin und Stettin. Erst später kam Saalfeld als vierte, speziell für Thüringen, offiziell hinzu. Die Münzstätte Gotha war diesen Zentralisierungsmaßnahmen zum Opfer gefallen, dennoch gab es kleinere Beiträge, die in Zusammenhang mit dem Kurwürdenwechsel 1547 sowie mit der Belagerung von Gotha 1567 durch Kurfürst August von Sachsen stehen. Danach wurde für ein weiteres halbes Jahrhundert ein Schlußstrich unter jegliche Münzprägung gesetzt.

In der Kurzphase der Kipper- und Wipperzeit, die im gesamten Deutschen Reich Inflation auslöste, entstanden auch in Thüringen um 1622 eine Menge von illegalen Münzstätten. Die Münzherren versuchten, sich durch Prägung von Münzen mit geringem Silbergehalt zu bereichern. In dieser Zeit wurden auch in Gotha Münzen hergestellt.

Die eigentliche Hochzeit der Gothaer Münzstätten unter den Herzögen von Sachsen-Gotha (Altenburg) ist in der Zeit von 1650 bis 1776 zu sehen. Die Einrichtung und der Ausbau der Münzstätte waren eine Folge der territorial-staatlichen Entwicklung. Durch mehrere Landesteilungen wie der weimarischen Landesteilung von 1641, der altenbürgischen Erbschaft von 1672 und der gothaischen Landesteilung von 1680 entstand das Land Sachsen-Coburg (Altenburg). Herzog Ernst I., dem Frommen (1640–1675), bot die Landesteilung eine besonders günstige Gelegenheit, die Kreismünzstätte von Saalfeld nach Gotha zu verlegen. Dies war jedoch nicht unproblematisch, da Saalfeld die anerkannte Münzprägestätte für den thüringischen Raum war. Für die völlige Verlegung war die Zustimmung der Mitglieder des obersächsischen Kreises erforderlich. Herzog Ernst I. versuchte, die Zustimmung zu erreichen, begann jedoch, auch ohne die Zustimmung der sächsischen Kurfürsten als Kreisdirektor abzuwarten, mit der Verlegung der Münzstätte. Die Münzprägung erfolgte unter Demonstration seiner herzoglichen Souveränität gegenüber seinen anderen thüringischen Landesherren. Auf seinen Münzen ist ein moralisches Programm erkennbar mit überwiegend religiösen Motiven. Der bescheidene Anfang der Prägestätte wurde mit den nebenamtlich tätigen Münzmeistern W. u. E. Freund und dessen Sohn J. C. Freund sowie mit anderen Münzgehilfen und einem Wardeien vollzogen. Der Betrieb der Münze unter Herzog Ernst I. warf noch keinen Gewinn ab, er war eher ein Verlustgeschäft.

Erheblichen Aufschwung hatte die Gothaer Münze unter Herzog Friedrich I. (1675–1691). Um 1680 nahm Gotha den ersten Platz unter den thüringischen Territorialstaaten ein. Es war eine enorme Produktionssteigerung zu verzeichnen, die einen hohen Gewinn aus der Präge-tätigkeit zur Folge hatte. Allerdings resultierte der Gewinn auch aus der Herabsetzung des Silbergehaltes bei den Münzen. Insbesondere wurden Guldenstücke (= $\frac{2}{3}$ Taler) nach dem zinnarischen Fuß geprägt. Die Präge-tätigkeit war gekennzeichnet von Verstößen gegen die Reichsmünzordnung. Dies war jedoch nicht nur ein spezifisches Charakteristikum des gothaischen Landes, sondern eines von ganz Deutschland. Allgemein kann von einer zweiten Kipperzeit gesprochen werden. Die Präge-tätigkeit unter Herzog Friedrich I. war so umfangreich, daß neben der Münze „Auf dem Wall“ eine zweite Teil Münze „Im Wallgraben“ eingerichtet werden mußte. Diese arbeitete ebenfalls bis 1776. Der erste hauptamtliche Münzmeister war Georg Friedrich Staude. Er wurde 1677 eingestellt. Ihm folgte Henning Müller. Die Silberbeschaffung war in dieser Zeit sehr schwierig, weil es oft an vollwertigem Geld mangelte. Den Münzmeistern standen Stempelschneider, Wardeien und sonstige Beschäftigte zur Seite. Ab 1684 wies der Gothaer Landesherr seine Münzstätte zu verschleiertem Münzbetrug an. Geldsorgen, die durch den Schloßbau von Friedenstein, durch Kriege und durch ein stehendes Heer hervorgerufen waren, sollten durch Manipulation an dem herzustellenden Geld beseitigt werden. Die Gothaer Guldenaffäre von 1684 ist hierfür ein beredtes Beispiel. Gulden mit zurückgesetzten Jahreszahlen sollten über die Gehaltsverschlechterung der aktuellen Münzen hinwegtäuschen. Die Gothaer Gulden hatten einen traurigen Ruhm, so daß es zu Protesten im gesamten Deutschen Reich kam. Eine kaiserliche Abmahnung war erforderlich, um den Zustand zu beenden. Vom kaiserlichen Hof wurde später die Absolution erteilt. Dem Münzmeister J. G.

Wichmannshausen wurde die Schuld angelastet. Von 1691 bis Mitte der 90er Jahre wurden nach dieser Affäre betont guthaltige Münzen geprägt. Nach dieser soliden Phase der 90er Jahre wurden nur noch vereinzelt Großsilbermünzen hergestellt. Geprägt wurden Scheidemünzen, die jedoch nur mit Mißtrauen von der Bevölkerung akzeptiert wurden. Unter Friedrich II (1691–1732) wurde Johan Thum Münzmeister. Unter ihm entwickelte sich Gotha zur Stempelschneiderhochburg. Die Münzstätte war in jener Zeit Ausbildungsstätte für berühmte Münzschnneider. Ein hervorragendes Können zeigten die Münzschnneider Wermuth und L. Ch. Koch. In dieser Phase der Münze wurden schöne Medaillen hergestellt.

Während der 40jährigen Regentschaft von Friedrich III. (1732–1772) hatte die Gothaer Münzstätte noch einmal ein enormes Produktionsvolumen. Dies war auf das große Engagement des Münzmeisters L. Ch. Koch, der 1750 die Münzstättenleitung übernahm, zurückzuführen. Vorher hatte die Münzstätte ca. 25 Jahre ein Schattendasein geführt. L. Ch. Koch hatte eine gute Ausbildung an verschiedenen Münzstätten Europas erhalten. Er setzte sich für die Erneuerung und für die Renovierung der Münzstätte ein. Bei der Behandlung des Münzstättenpersonals bewies er als Münzstättendirektor eine soziale Einstellung. Unter L. Ch. Koch wurden alle Nominale vom Taler bis zum Pfennig geprägt.

Unter Herzog Ernst II. (1772–1804) wurde im Jahre 1777 die Alte Münze geschlossen. Zwar kämpfte der Münzmeister L. Ch. Koch gegen die Prägeeinstellung an, aber aufgrund eines Überangebotes an thüringischen und ausländischen Geldsorten war der Prägebetrieb nicht mehr aufrechtzuerhalten. Nach 125 Jahren wechsellvoller Tätigkeit unter fünf Herzögen stellte die Alte Münze für immer ihre Tätigkeit ein. Das Münzpersonal wurde teilweise in andere Positionen des herzoglichen Hofes übernommen. Das Inventar wurde veräußert, während die Gebäude verfielen und später abgerissen wurden.

Im Jahre 1828 wurde noch einmal der Versuch unternommen, in Gotha Münzen zu prägen. Tatsächlich wurde auch mit erheblichem Aufwand ein Gebäude dafür hergerichtet und der Prägebetrieb aufgenommen. Die Errichtung der Neuen Münze stellte jedoch einen gewissen Anachronismus dar, da die Kleinstaaten des Deutschen Bundes ihre Münzen meistens als Auftragsprägungen bei größeren Staaten prägen ließen. Die Prägetätigkeit wurde daher auch nur zehn Jahre, bis 1838, ausgeübt.

Im Katalogteil sind die Münzen des Berichtszeitraumes von 1650 bis 1756 und die Münzprägungen der Neuen Münze von 1828 bis 1838 abgebildet. Aus Gründen der Vollständigkeit sind auch Gepräge des Landes Sachsen-Coburg-Gotha, die nach Schließung der Neuen Münze als Auftragsprägungen an die Münzstätten Dresden und Berlin vergeben wurden, aufgeführt. Der Katalog ist nach wissenschaftlich-numismatischer Gepflogenheit aufgebaut. Er bietet dem Leser eine gute Übersicht über die geprägten Münzen. Ohne den Katalog wäre die Arbeit abstrakt und würde nicht, so wie dies jetzt der Fall ist, schon allein über die Abbildungen der Münzen Interesse wecken.

Das Kernstück der Arbeit Steguweits ist die Untersuchung der 125jährigen Geschichte der Alten Münze. In dieser Untersuchung ist das noch vorhandene Material an Urkunden und anderen Belegstücken sorgfältig untersucht und aufgearbeitet. Hierdurch konnte eine Reihe von Forschungsergebnissen früherer Zeit richtiggestellt werden. Aufschlußreich ist die Untersuchung auch hinsichtlich der Beschäftigung und der sozialen Versorgung des Münzpersonals. Hierdurch wird gewissermaßen ein Einblick in die Münzwerkstatt – losgelöst von den herzustellenden Produkten – gewährt. Ein umfangreiches Personalregister läßt die damals Beteiligten an dem Leser vorüberziehen. Interessant ist auch der Arbeitsvertrag (Seite 90, Bestallungstext) des Münzmeisters J. G. Wichmannshausen sowie seine Behandlung während der Guldenaffäre (Seite 98 ff.).

Insgesamt stellt die Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Aufarbeitung nicht nur des Gothaer Münzwesens dar, sondern auch der thüringischen und sächsischen Münz- und Geldgeschichte. Darüber hinaus werden Erscheinungen, wie sie im gesamten damaligen Deutschen Reich auftraten, behandelt, wie z. B. das System der Verrufung von Münzen im Mittelalter und die Münzverschlechterungen in der Kipper- und Wipperzeit. Die Münzpolitik der Herzöge ist oft geradezu exemplarisch für Verhaltensweisen an anderen Fürstenhöfen. Das aus einer intensiven Forschungsarbeit hervorgegangene Buch repräsentiert in einer gut verständlichen Sprache lebendige Wissenschaft. Besonders hervorzuheben ist auch, daß die Münzprägungen der verschiedenen Münzherren in einen überschaubaren geschichtlichen Rahmen eingefügt sind. Ein reiches Verzeichnis von Quellen und Literatur sowie Register über Devisen und Legenden, über Landeshoheit und über Personen beschließen ein in jeder Hinsicht interessantes Werk.

Dem Verfasser sei hierfür herzlich gedankt.

Egon Sprecher

Simek, Rudolf, und Pálsson, Hermann: Lexikon der altnordischen Literatur. Stuttgart: Alfred Kröner 1987, 400 S. (Kröners Taschenausgabe Band 490) (ISBN 3-520-49001-3).

Einsichten nicht nur in die altnordische Literatur Islands und Norwegens zwischen dem 9. und 15. Jahrhundert, wie es der Titel verspricht, sondern vielfältige historische und allgemein kulturgeschichtliche Einblicke erlaubt das „Lexikon der altnordischen Literatur“.

Autoren jener Zeit, Stoffkreise, Motive, Einzelwerke, Fachtermini aus den Bereichen der Poetik und der Gattungsgeschichte u. a. m. werden in insgesamt 1711 Artikeln knapp und präzise dargestellt. Querverweise erschließen wichtige Zusammenhänge.

Vollständigkeit bei Autoren und Werken war das Ziel der Verfasser, unter denen Rudolf Simek vor wenigen Jahren durch ein ausgezeichnetes „Lexikon der germanischen Mythologie“ hervortrat (vgl. ZHG 90, S. 383); eine Auswahl findet sich berechtigt bei kürzeren Geschichten, deren Motive in den Zusammenhängen umfangreicherer Werke dargestellt sind und z. B. im Gesamtbereich zwischen altnordischer und neuzeitlicher Literatur.

Die einzelnen Artikel enthalten neben einer deutschen Übersetzung und einer allgemeinen Einordnung der betreffenden Begriffe z. B. kurze Angaben zum Inhalt bzw. der Biographie oder – je nach Fall – eine (sehr präzise) Definition. Hinweise auf offene Forschungsprobleme sowie Literaturangaben zu den Handschriften, zu den erfolgten Ausgaben, Übersetzungen und zur Sekundärliteratur, ja ggf. zur künstlerischen Rezeption des betreffenden Themas schließen die einzelnen Lemmata ab.

Ein hilfreiches, für den an der altnordischen Kulturgeschichte und Literatur Interessierten absolut unverzichtbares handliches Lexikon.

Helmut Burmeister

Voigt, Johannes H.: Geschichte Australiens. Stuttgart: Kröner 1988, 347 S., 1 Abb., 28,50 DM.

Rechtzeitig zum 200jährigen Jubiläum der weißen Besiedlung Australiens erschien die erste zusammenfassende Darstellung der Geschichte Australiens in deutscher Sprache, die „über den Kreis der Fachwissenschaft hinaus auch andere an Australien Interessierte ansprechen und zur weiteren Beschäftigung mit der Geschichte des Fünften Kontinents“ anregen soll (S. VIII). Zur Erreichung dieses Zieles hat sich J. H. Voigt – über die politischen Ereignisse hinausgehend – zu einer Gesamtdarstellung der kulturellen Entwicklung Australiens entschlossen, wobei er die wirtschaftlichen, religiösen und kulturellen Gegebenheiten in ihrer gegenseitigen Interdependenz auch von den natürlichen Voraussetzungen chronologisch analysiert. Es ist begrüßenswert, daß er mit einer gerafften Darstellung der geographischen Faktoren (Bodenbeschaffenheit, Niederschlag, Anbaumöglichkeiten, Flora und Fauna) beginnt, die durch eine Karte der landwirtschaftlichen Nutzflächen in Verbindung mit einer Niederschlagskarte ergänzt wird. (Da sie jedoch lediglich die Gebiete mit einer Niederschlagshöhe von mehr als 500 mm pro Jahr ausweist, vermag der Leser die in Australien so typische Abhängigkeit der Naturlandschaft [tropischer Regenwald, Savanne, Steppe, Wüste] von den Klimazonen nicht zu erkennen, die wesentlich zum Verständnis der Besiedlungsgeschichte beiträgt. Anhand von getrennten Klima- und Bodennutzungskarten könnten diese Abhängigkeiten auch im Text besser verdeutlicht werden.)

Die australische Geschichte gliedert der Autor in drei Epochen „Von den Anfängen bis 1850“ (S. 1-98), „Von der Entdeckung des Goldes bis zur Schaffung der staatlichen Einheit (1851-1901)“ (S. 99-184) und schließlich in „Das Zeitalter der Weltpolitik: Australien im 20. Jahrhundert“ (S. 185-309).

In diesen Kapiteln stellt der Autor die vielfältigen kulturellen Verflechtungen in einer verständlichen Sprache plastisch dar, wobei er die Entwicklung Australiens von der Strafkolonie zur Eigenständigkeit als einen Balanceakt zwischen Loyalität und kritischer Distanz zum Mutterland so zeichnet, daß das heutige australische Selbstverständnis als multi-ethnische und multi-kulturelle Gesellschaft auch mit dem Einschluß der Aborigines als das Ergebnis dieser Entwicklung transparent und für den Leser verständlich wird.

Bei einer in Anbetracht der Komplexität des Themas notwendigen Beschränkung auf das Wesentliche beschreibt er die funktionalen Abhängigkeiten von Naturlandschaft und Besiedlungsformen, die Agrar- und Industrieproduktion und ihre Verflochtenheit mit der Weltwirtschaft, der Politik, dem Erziehungswesen und der Rechtsprechung, wobei er überzeugend herausarbeitet, daß sich Kunst, Literatur und Musik sowie die Etablierung verschiedener religiöser Gruppen der jeweiligen wirtschaftlichen Entwicklung anpassen, bis auch sie im 20. Jahrhundert ihre Selbständigkeit gewinnen.

Veranschaulicht wird die bunte Palette der kulturellen Entfaltung in den einzelnen Epochen durch das Einblenden einzelner konkreter Geschehensabläufe, die als symbolische Repräsentation für den jeweiligen Zeitgeist dienen (z. B. „Australia went Kitchener mad“, S. 201 (vgl. auch S. 102, 198, 298)).

Bei diesem gelungenen Überblick ist es nur schwer verständlich, daß der Autor auf Fußnoten und Quellenangaben verzichtet und sogar wörtliche Zitate nicht belegt (S. 68, 86, 207, 202, 203, 220, 182, 143, 131). Der interessierte Leser kann allerdings in einem nach Sachgebieten geordneten Literaturverzeichnis, das zudem noch Literaturangaben zu jedem einzelnen Kapitel enthält, weitere Informationen erhalten; Sach- und Namensregister erleichtern das Aufsuchen von Detailfragen.

Bei einer Neuauflage könnten die Druckfehler beseitigt werden: S. 40 *er* statt *der*, S. 98 *daß* statt *das*, S. 121 *die* statt *im*, *den Deutschen* statt *deutschen*, S. 184 *daß* statt *das*, S. 186 *Die Generalkonsule* statt *der*, S. 235 *Campbell* statt *Cambell* und *des Rundfunks* statt *Rundfunk*.

Trotz dieser Kritik wird das Buch den vom Autor selbst gesetzten Ansprüchen gerecht. In überzeugender Weise vermittelt er einen in flüssigem Stil geschriebenen Überblick über die vielfältigen Interpretationsstrukturen der kulturellen Entwicklung des Fünften Kontinents, die sich zu einem plastischen Bild verdichten, das für den interessierten Leser einen anschaulichen Überblick vermittelt und für den Fachwissenschaftler Anregungen zu weiteren Detailforschungen zu geben vermag.

Gottfried Keller